This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Nr. 13495/1.

Stan Libraries

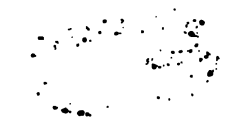
ter.

ng

Nr. 13495/1.

Stanf Libraries

Add. 3433
71



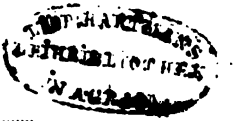
Die Sabbathianer.

Hiſtoriſcher Roman

aus der Zeit der ersten Theilung Polens

von

Eduard Breier.



Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

MEH

PT 1824
L8 Z5
v.1

Ein Vorſpiel.

Der Strom wogt und rauſcht, ſeine Wellen, von einem mächtigen Sturme emporgeworfen, brauſen, ſchäumen und jagen geängſtiget hinab, ohne der Peitſche ihres Peinigers entrinnen zu können.

Der Orkan, ſeine Rieſenſchwingen bis auf den Grund des Fluſſes ſenkend, ſchleudert die Flut hinauf ans ſteile, ſteinige Ufer; die Waſſer aber, als ſcheuen ſie ſich auf dem Boden der Moslim zu verweilen, als fürchten ſie dort ſich zu verunreinigen, prallen vom Ufer ab, fallen in den Mutterſchooß zurück und verſchwinden in der aufgewühlten Tiefe.

Seht um Euch, bevor der ſcheidende Tag und das nahende Gewitter die Fernſicht hemmen.

Die Giebel und Dächer, die aus der Weite herüberragen, ſie gehören der Feſtung Belgrad, jener flatterhaften Dirne, die nie unerobert blieb, wenn ſie nachdrücklichſt angegriffen wurde.

Der empörte Strom vor Euch, ich brauche ihn nicht zu nennen, Ihr kennt ihn ohnedem, er kommt aus unſerer lieben Heimat, wo grüne Inſeltreſſen ihn ſchmücken, wo freundliche Städte ihn zum Fußkuß zulaſſen.

Hinter Euch wölben ſich wellenförmige Höhen mit Eichenwäldern bedeckt und wenn Ihr dort den Gipfel des Wlatſchar erklimmt, ſtreift euer Blick über Semlin und Belgrad, überfliegt die Niederungen der Donau, reicht bis nach dem fruchtbaren Syrmien und bleibt an der im Blau verſchwindenden Fruska Gora haften.

Zu eurer Linken, unweit vom Ufer der Donau, gewahrt Ihr auf einer mäßigen Anhöhe eine Ruine, dorthin laſſet ſchutzſuchend uns eilen; doch beflügelt den Schritt, damit wir das Ziel erreichen, bevor Finſterniß und Wetter völlig herangebrochen.

»Was ſollen wir zwiſchen dieſem Steingerölle? Wo iſt hier eine Decke, die uns vor Regen, wo eine Wand, die uns vor Sturm ſchützt? «

So fragt Ihr unwillig; doch wir, wir ſchlagen ſtatt der Antwort mit dem Zauberſtab des Romandichters an das verwitterte Steinwerk, Ihr ſeyd im Nu um achtundachtzig Jahre zurückverſetzt und ſeht ſtatt des jetzt formloſen Steinhaufens eine kleine öde türkiſche Veſte mit eingeſunkenem Dache, geborſtenem Gewölbe, zerklüftetem Gemäuer, ohne Thor und ohne Fenſter; Ihr werdet Zeugen einer Scene, die Euch belehrt, daß in dieſen Trümmern der Schutz nicht über, ſondern unter der Erde zu finden iſt.

Damals alſo, im Jahre 1767 war es, wo beim Heranbruche einer ſtürmiſchen Herbſtnacht zwei Männer, auf Maulthieren reitend, den ungebahnten Weg vom Stromufer zur Veſte heranzogen.

Jeder von ihnen hatte den Zügel eines zweiten Maulthieres um den Sattelknopf geſchlungen, und beide Reiter waren befliſſen, ihr Ziel eben ſo raſch als unbemerkt zu erreichen.

Ihre Abſichten gelangen; ſie ritten, bevor der erſte Regentropfen fiel, in den Hof der Veſte und kein menſchliches Auge gewahrte ſie.

Wer hätte ſie auch ſehen ſollen?

Die Umgegend war leer und ausgeſtorben und das dem gänzlichen Verfalle nahe Gebäude nicht nur unbewohnt, ſondern ſeit Jahren ſchon ſorgfältig gemieden, als hauſten hier auch feindliche Geiſter, die jedes Menſchenkind verderben, das ſich ihnen zu nahen wagt.

Der größere der Reiſenden ſchien trotz der herrſchenden Dunkelheit in dem verlaſſenen Gebäude Beſcheid zu wiſſen.

Er führte, vom Jüngern gefolgt, die Maulthiere über den vom Unkraut umwucherten Hof in eine nur nothdürftig ſchützende Schoppe, dort verſorgten ſie beide die Thiere mit Futter, das die Vorſicht ſie mitzubringen geheißen hatte, und verfügten ſich darauf in eine links liegende Halle des Erdgeſchoſſes.

Draußen fiel der Regen in großen ſchweren Tropfen herab, und der Wind fegte ihn bequem in die Halle, durch jene bogigen Oeffnungen, wo ehedem ſchützende Fenſter eingefügt waren.

Bis jetzt hat noch keiner der Reiſenden ein Wort geſprochen, die Finſterniß läßt uns kaum die Umriſſe ihrer Geſtalten erkennen, wir hören ihre Schritte, ohne ihre Bewegungen wahrzunehmen.

Plötzlich halten ſie an — eine Pauſe gänzlicher Stille erfolgt.

Jetzt ſehen wir in einer Ecke der Halle von einem Punkte aus einzelne Funken zerſtieben, wir hören ein kletſchendes Geräuſch, wie wenn Stahl und Stein hart aneinander geſtreift werden, bald darauf bemerkt man die bläuliche Flamme eines entzündeten Schwefelfadens der eine Kerze anbrennt, die ſolch

innerhalb einer ſchützenden Hornhülle vor dem ſtätigen Windſtrich zu erlöſchen droht.

Der trübe Schein der Leuchte reicht gerade hin, uns zwei Männergeſtalten ſehen zu laſſen, die in orientaliſche Gewänder gehüllt, mit zwei langen umfangreichen Bündeln belaſtet ſind.

Mehr vermögen wir nicht wahrzunehmen.

»Verbirg das Licht unter dem Kaftan, Luzzato,« ſprach jetzt der Eine von ihnen mit voller wohltönender Bruſtſtimme, »erſt wenn wir uns unten befinden, wird uns weder Wind noch Regen was anhaben können.«

Derjenige, welcher Luzzato genannt wurde, that wie ſein Gefährte wünſchte, und folgte ihm, als er anfing ſich in Bewegung zu ſetzen.

Die Männer durchſchritten ſchweigend die Halle, klommen über eingeſtürzte Scheidewände in die nächſtliegenden Behältniſſe, die ehedem von der Beſatzung der Veſte bewohnt waren, und gelangten auf eine kleine Plattform, unter welcher der dunkle Eingang in die Kellerräume hervorgähnte.

So wie an dem ganzen Gebäude hatte die Zeit auch hier ihr Recht geübt; die Thür war verſchwunden, zwiſchen den Riſſen und Fugen des Steingewölbes ſickerten Tropfen herab, die dem Unkraut, das die Stufen überwucherte, als Thau erſcheinen mochten.

Kröten, Schlangen und giftiges Gewürm hauſten hier ſeit lange in ungeſtörtem Frieden und mochten nicht wenig erſchreckt worden ſeyn, als der ungewohnte Lichtſchein und fremdartiges Geräuſch ſich ihnen bemerkbar machten.

Die beiden Männer, unbekümmert um das Leben zu ihren Füßen, durchſchritten nun den ziemlich breiten Raum unter der Erde, ſo wie ſie kurz vorher jenen auf derſelben durch-

meſſen hatten — plötzlich aber hielten ſie an, eine Quermauer hemmte den Gang.

»Wir ſind am Ende des Kellers,« ſprach Luzzato.

Darauf erwiederte der Andere:

»So meinſt Du, und ſo glaubte bisher auch Jeder, der das Geheimniß dieſer Veſte nicht kennt; ich aber bin eines Beſſeren unterrichtet; ich weiß, daß wir uns trotz dieſer Mauer noch nicht an der Grenze des unterirdiſchen Raumes befinden.«

Nach dieſen Worten ergriff derjenige, der ſo ſprach, die Leuchte und verfügte ſich in den Winkel, den die Quermauer und die rechte Seitenwand bildeten.

»Kauere Dich zur Erde,« ſprach er hierauf zu ſeinem Gefährten, der ihm auch hieher gefolgt war, »und miß von dem Boden angefangen ſieben Spannen lothrecht nach aufwärts.«

Als Luzzato damit zu Stande war, befahl ihm der Andere weiter:

»Nun miß von dem gewonnenen Punkte aus zweimal ſieben Spannen an der Quermauer wagrecht nach einwärts.«

Nachdem der Kleinere auch dies gethan, brachte der Andere die Leuchte dem neu beſtimmten Punkte näher und prüfte aufmerkſam das Geſtein.

»Was ſiehſt Du, Luzzato?« fragte er hierauf den Gefährten, der ſeinem Beiſpiele gefolgt war, und ſo wie er den Stein forſchend betrachtet hatte.

Dieſer antwortete:

»Ich wahrnehme zwei in den Stein gegrabene Buchſtaben, ein Schin und ein Zadek.«*)

*) Zwei hebräiſche Buchſtaben gleichbedeutend mit dem deutſchen »Sch« und »Z«.

»Weißt Du, was dieſe Buchſtaben bedeuten, Simon?«

»Woher ſoll ich dies wiſſen, Rabbi?« verſetzte Luzzato; »Ihr befahlt mir Euch zu folgen, ohne daß ich erfuhr, wohin unſere Reiſe ging und zu welchem Zwecke wir ſie unternahmen. Ich gehorchte blindlings und dachte mir: Wozu unzeitiges Forſchen? Wird es Rabbi Nehemiah Hajun erſprießlich finden, ſo wird er das Licht deiner Augen klären und Du wirſt ſehen, was Dir jetzt noch ein Geheimniß iſt.«

»Daran haſt Du wohl gethan, mein Sohn,« verſetzte der Andere zufrieden, »Du wirſt heute Manches erfahren, was Dir zu wiſſen nothwendig. Die beiden in den Stein gegrabenen Schriftzeichen ſind die Anfangsbuchſtaben des heiligen Namens »Schabſe Zwi.«*).

Kaum hatte der Mann, welcher Nehemiah Hajun hieß, dieſe Worte geſprochen, ſo warf ſich Simon Luzzato der Länge nach auf den Boden, ſo daß ſeine Stirn die dumpfe, feuchte Erde berührte; der Rabbi aber kniete hart an der Mauer nieder, drückte ſein Antlitz an den erwähnten Stein, küßte jeden der beiden eingegrabenen Buchſtaben und verfiel dann in ein gleiches Schweigen wie ſein Gefährte.

Die Männer beteten, aber ſtill im Geiſte, nicht in Worten.

Der Rabbi erhob ſich zuerſt, Luzzato folgte wie immer ſeinem Beiſpiele.

»Nun merke wohl, mein Sohn, was ich Dir anbefehle,« begann Nehemiah Hajun, indem er von der Quermauer zwei Schritte zurückwich, um ſeinem Begleiter Raum zu gönnen; »nähere Dich dem Stein, der den Namen des heiligen Mannes trägt und miß genau die Entfernung der zwei eingemeiſelten Buchſtaben.

*) Zu deutſch Sabbathai Zewi.

Luzzato, da ihm kein anderes Instrument zu Gebote stand, machte seine Fingerdicke zur Einheit des anzugebenden Maßes und sagte, nachdem er den Auftrag vollzogen:

»Die Entfernung der beiden Buchstaben beträgt genau die Dicke von sieben Fingern.«

»Gut gemessen, mein Sohn,« antwortete darauf Nehemiah Hajun, »nun höre weiter, auf daß Du noch einen Punkt, es ist der letzte, dessen wir bedürfen, auffindest.«

»Was hab ich zu thun, um diesen Punkt zu erhalten?« fragte Luzzato.

Der Rabbi entgegnete:

»Du betrachtest die Entfernung der beiden Buchstaben als Grundlinie eines nach oben gelegenen gleichseitigen Dreieckes, zu welchem Du den Scheitelpunkt zu bestimmen hast.«

Während Nehemiah leuchtete, begann Luzzato, indem er sich zweier seiner Finger statt eines Zirkels bediente, die oberste Spitze zu suchen.

»Ich bin zu Stande, Rabbi,« sprach er, nachdem er die Aufgabe gelöst hatte, »der Scheitel des Dreieckes ist der Punkt, den die Spitze meines rechten Zeigefingers festhält.«

Rabbi Hajun gab nun die Leuchte seinem Begleiter in die linke Hand, nahm aus einem der mitgebrachten Bündel einen schweren Hammer und einen cylindrischen Eisenstab, der nur eine Spanne lang und einen Finger dick war.

Darauf setzte er die eine Grundfläche des Stabes auf den von Luzzato gefundenen Punkt, gab dem Stabe eine horizontale Lage und begann mit dem Hammer auf das andere Ende kräftige Streiche zu führen.

Schon beim fünften Schlage vernahm man Knarren und ein dumpfes Geraſſel; als der sechste fiel, klirrte und quitschte es, wie wenn eine schwere Thüre in rostigen Angeln

sich bewegt und ein Ruf des Staunens entfuhr dem Munde Luzzato's.

»Was siehst Du, mein Sohn?« fragte Nehemiah.

»Zu euren Füßen, Rabbi, hat sich eine niedere Pforte aufgethan.«

»Durch diese werden wir eingehen,« versetzte der Rabbi gebieterisch und wenige Secunden später befanden sich Beide mit ihren Bündeln in dem neueröffneten Raume.

»Zünde nun dreizehn der mitgebrachten Wachskerzen an,« befahl Hajun seinem Begleiter, »vertheile sie ringsum, damit das ganze Gemach genugsam erleuchtet werde; doch darfst Du den beiden Oeffnungen in der Hinterwand nicht zu nahe kommen, durch welche diesem Gemache frische Luft mittelst eiserner Röhren zugeführt wird.

Wie immer gehorchte Luzzato auch jetzt.

Der vermehrte Lichtschein läßt uns eine hohe geräumige Halle erkennen, deren Boden gedielt, deren Wände und Decke mit getheerten Pfosten verschallt waren.

Der ganze Raum mit Ausnahme eines kleinen Theiles am Eingange war mit zahlreichen kleinen Fäßchen angefüllt, die vom Boden bis zur Decke regelmäßig aufgeschichtet lagen, so daß stets zwischen zwei Reihen ein schuhbreiter Raum zum Durchgang frei blieb.

Als Luzzato auch den letzterwähnten Auftrag vollzogen hatte, sagte Rabbi Hajun zu ihm:

»Alle die zahlreichen Fäßchen, die Du hier siehst, sind mit Ausnahme eines Einzigen mit gleichem Stoffe gefüllt. Es gäbe eine überflüssige Arbeit, wollte ich sie alle öffnen, um Dich von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen, Du brauchst nur den Inhalt eines Einzigen kennen zu lernen: zu diesem Zwecke begib Dich zu welcher Reihe es Dir beliebt, wähle

in derſelben Ein Fäßchen nach deinem Willen, und bring es hieher.

Luzzato ging tief in das Gewölbe, wählte ein Fäßchen, zog es unter den Andern hervor, und trug es mit Anſtrengung ſeiner ungewöhnlichen Körperkraft zum Rabbi, zu deſſen Füßen er es niederließ.

Die Fäßchen hatten demnach ein Gewicht, das mit ihrer Kleine in großem Mißverhältniſſe ſtand.

Nehemiah ergriff nun den Hammer, ſprengte mit kräftigen Streichen das Gebinde, die Dauben löſten ſich und der Inhalt des Fäßchens rollte auf den Boden.

»Allmächtiger Gott,« rief der erſchreckte Luzzato, »das ſind ja Goldſtücke!«

»So iſt es, mein Sohn,« verſetzte der Rabbi gelaſſen, »jedes dieſer Fäßchen iſt mit Tauſenden von Goldſtücken gefüllt, was deine Augen hier ſehen, iſt der hinterlaſſene Schatz unſeres Meſſias!«

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Luzzato war ſeines Staunens noch nicht ledig geworden, als Nehemiah Hajun ihn abermals anſprach.

»Wälze zwei der nächſtliegenden Fäßchen hieher,« ſagte er, »ſtell' ſie auf die eine Fläche, damit uns die andern zu Sitzen dienen, meine Glieder ſind ermüdet, ich muß ihnen ein Stündchen Ruhe gönnen.«

Die beiden Männer kamen in den Lichtkreis zweier Wachskerzen zu ſitzen und nun erſt ſind wir in der Lage ſie genauer betrachten zu können.

Der Rabbi mochte fünfundvierzig Sommer verlebt haben, während Luzzato kaum dreißig zählte.

Die hohe, hagere Figur des Ersteren war jener kräftigen Formen bar, die sonst die Zierde des Mannes bilden.

Seine Gestalt zeigte nichts als Linien, denen das Körperliche zu mangeln schien; sein Talar von schwarzem Wollstoff umwallte in fast cylindrischer Form den mageren Leib, und selbst der breite um die Hüften gewundene Seidengürtel vermochte nicht jene dem Auge gefällige Wölbung hervorzubringen, welche die Mode »Taille« nennt.

Vom Antlitze war nur wenig zu sehen, denn noch nie hatte eine Schere, vielweniger ein Messer sein Haar gekürzt, der volle Bart beschattete breit und buschig das Gesicht, und damit dasselbe noch mehr verdüstert werde, wallten pechschwarze Seitenlocken über die Schläfe hinab.

Aus diesem Haarwuchs hervor, aus diesem wilden Urwald, wohin der Geist der Civilisation sich noch keine Bahn gebrochen, leuchteten zwei graue Augen, groß und breit geschnitten, Augen, deren Aepfel so tief in den Höhlen steckten, daß man hätte meinen sollen, sie seyen gewaltsam hineingepreßt worden; diese Augen sowie die scharfkantige, jedoch ebenmäßige Nase waren nebst der hohen vorspringenden Stirne die einzigen sichtbaren Gesichtstheile, und zwar letztere nur dann, wenn der Rabbi die hohe walzenförmige Pelzmütze abnahm und sein Scheitel blos mit dem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt blieb, welches das Haupt nur des Nachts verließ, um einer schwarzseidenen Schlafmütze Platz zu machen.

War es der lange, dünne Leib, oder der schlaukluge Blick seines stechenden Auges, oder mochte sein schlangenförmig sich herabwindendes Lockenhaar, oder irgend welche conforme Eigenschaft seines Charakters die veranlassende Ursache

gewesen seyn, genug, Rabbi Nehemiah Hajun wurde von seinen Feinden Hiwja, die Schlange, genannt.

Wenn man von der Kleidung, die bei beiden Männern so ziemlich dieselbe war, absieht, so bildete Luzzato in seiner Erscheinung den Gegensatz zu dem Rabbi.

Er war kleiner, doch kräftiger, trug nur einen kurzen, sorgfältig gepflegten Bart und zeigte wohlgeordnetes Haupthaar.

Die Züge seines Antlitzes bildeten ein Gemisch von Stärke und Sanftmuth, von Nachgiebigkeit und Energie; seine Augen, schwarz wie sein Haar, strahlten von jugendlichem Feuer und Lebensmuth; man hätte es dem jungen, behendigen Manne nimmermehr angesehen, daß er von seinem zehnten Lebensjahre angefangen, in ununterbrochener Geistesanstrengung der geheimnißvollen Wissenschaft der Kabbalah obgelegen hatte.

Luzzato war nicht nur der älteste, sondern auch der gelehrteste Schüler des berühmten Rabbi Hajun, der ihn auch darob wie seinen eigenen Sohn liebgewann und wie einen solchen behandelte.

Als der Lehrer und der Schüler sich auf den Fäßchen niedergelassen hatten, eröffnete der erstere die Unterhaltung:

»Mein Sohn! ich versprach Dir vorhin, daß Du heute noch Manches erfahren werdest, was Dir zu wissen nothwendig sey, der Augenblick, mein Versprechen zu erfüllen, ist gekommen, ich will die kurze Rast, die wir uns gönnen, dazu benützen. Wir haben den weiten Weg von Kaminietz über die Moldau bis hieher zurückgelegt, ohne daß Du das Ziel und den Zweck unserer Reise kanntest, ja, selbst in diesem Augenblicke ist der geheimnißvolle Schleier, trotz dem was Du erfah-

ren, noch nicht gelüftet, darum merk auf meine Worte und präge sie ein deinem Gedächtnisse.

»Wir befinden uns ohnweit Belgrad in dem unterirdischen Raume einer kleinen verfallenen Veste, wie sie von den Moslims häufig angelegt wurden zum Schutze der Donauufer. Als die Oesterreicher vor fünfzig Jahren unter dem Prinzen Eugen von Savoyen Belgrad eroberten *), wurde diese Veste von ihnen zerstört und die Türken, seit achtundzwanzig Jahren wieder im Besitze Belgrads **), werden sich kaum die Mühe nehmen sie zum zweiten Male aufzubauen, da sich ihre Haltbarkeit im letzten Kriege so schlecht erwies.

»Für uns, mein Sohn, sind diese Ruinen der Gegenstand eines heiligen Interesses. Hier verlebte der Stifter unserer Lehre, Sabbathai Zewi — gepriesen und geheiliget sey sein Name — die letzten Jahre seines irdischen Wallens.«

»In dieser Veste,« unterbrach Luzzato den Rabbi mit ungewöhnlichem Eifer, »glänzte zuletzt der Stern Jacobs! Ich habe darüber Vieles gelesen und gelernt, doch vermochte ich über den letzten Aufenthaltsort des Messias nie Gewißheit zu erhalten. Nach Einigen endete er sein Erdenleben in Dulcigno, nach Andern als Verwiesener auf Morea, und wieder nach Andern in Bosnien.«

»Es geschah nicht ohne Absicht,« belehrte der Rabbi seinen Schüler, »daß man damals den Aufenthalt Sabbathai's geheim hielt, die türkische Regierung wollte, seine erhabene Lehre solle mit ihm verschwinden, das Andenken des Messias solle mit seinem Tode erlöschen, daher das Geheimniß seiner

*) 1717.

**) Durch den »Belgrader Frieden« geschlossen im Jahre 1739 von den Grafen Neipperg und Wallis.

Gefangenſchaft, daher der Widerſpruch über ſeinen letzten Aufenthalt. Für Dich, mein Sohn, iſt nun das Räthſel gelöſt.«

»Wie verhält es ſich mit dem Tage ſeines Todes?« fragte Luzzato; »iſt es wirklich der Verſöhnungstag, an dem er aus dieſem Leben ſchied?«

»So iſt es, mein Sohn! Sabbathai Zewi ſtarb am ſiebenten Tage des Monates Tiſchri im Jahre der Welt 5436, nach chriſtlicher Zeitrechnung war's der zehnte September des Jahres 1676. Seine Leiche ward am Ufer der Donau beigeſetzt, und ſo wie kein menſchliches Weſen den Ort anzugeben vermag, wo die ſterblichen Ueberreſte des Profeten Moſes ruhen, ſo beſitzt auch Niemand von dem Grabe Sabbathai's Kunde.«

»Auch Ihr nicht, Rabbi?«

»Auch ich nicht, mein Sohn!«

»Wie aber ſeyd Ihr zur Kenntniß des Geheimniſſes gelangt, welches Ihr mir durch den Eintritt in dieſes Gewölbe geoffenbaret?«

»Kurz vor dem Tode Sabbathai's,« erwiederte der Rabbi, »vertraute der heilige Mann ſeinem Schwager Jacob Philoſoph, den er von allen ſeinen Verwandten am höchſten ſchätzte, das Geheimniß ſeines Schatzes. Dieſer überlieferte es ſpäter ſeinem Sohne Berachjah, der, da er kinderlos ſtarb, wieder einen Andern zum Vollſtrecker des letzten Willens Sabbathai's machte; ſo ging es fort bis die Wahl mich traf, der ich Dich zum Vertrauten nahm.«

»Und wie lautete jener letzte Wille?« fragte Luzzato.

»Hundertundein Jahr, vom Tage meiner Gefangennehmung an gezählt, befahl der Auserwählte ſeinem Verwandten, darf dieſer Schatz nicht berührt werden. Ich habe ihn geſammelt von den Spenden der Moslims und von den überreichen Opfern, ſo mir aus drei Welttheilen jene Juden darbrachten,

die an meine Sendung geglaubt haben und noch glauben. So wie Du, mein Schwager, jetzt außer mir der Einzige bist, der von dem Daſein dieſes Schatzes Kenntniß hat, ſo darf, wenn ich von dieſer Erde geſchieden bin, auch nur wieder ein von Dir Auserwählter in das Geheimniß eingeweiht werden; ſolcher Weiſe werden ſtets zwei Anhänger meiner Lehre im Beſitze meines Geheimniſſes ſeyn, damit, wenn Einen der Tod plötzlich ereilte, es mit ihm nicht zu Grabe getragen werde. Während der Dauer der angegebenen Friſt darf keiner der Mitwiſſer es wagen, ſich dieſer Veſte zu nahen oder gar ſie in eigennütziger Abſicht zu betreten; wer dieſem meinem Gebote zuwider handelt, den wird unſägliches Unglück treffen und das gräßlichſte Elend wird ihn erreichen.

»Nach Verlauf der von mir feſtgeſetzten Jahreszahl, beſtimmte der Auserwählte des Herrn weiter, haben die beiden Vertrauten ſich auf geheimen Wegen in die Veſte zu begeben, und an dem Orte, wo der Schatz liegt, die ſchriftliche Weiſung zu erheben, wie er zu verwenden ſey.

»Außer dieſem Befehle,« ſprach Rabbi Hajun weiter, »belehrte Sabbathai ſeinen Schwager noch, erſtens, wie er vorzugehen habe, um ohne die Veſte zu betreten, auf unterirdiſchem Wege in die Keller derſelben, und zweitens, wie aus dem Keller in das letzte Gewölbe zu gelangen; drittens erhielt er die Angabe, wo ſich hier die erwähnte ſchriftliche Weiſung befinde. So wie das Geheimniß hat ſich auch dieſe mündliche Belehrung fortgeerbt. Von dem erſteren, dem unterirdiſchen Wege nemlich, hatten wir Beide keinen Gebrauch gemacht, weil die Verlaſſenheit der Veſte uns den kürzeren und minder beſchwerlichen Eingang vom Hofe aus erlaubte; wie richtig die Belehrung über den zweiten Punkt iſt, haſt Du

ſelbſt mit angeſehen; daß auch die über den dritten uns nicht täuſchen wird, davon wollen wir uns ſogleich überzeugen.«

»Rabbi, Ihr wollt alſo jetzt jene Schrift erheben —?«

»In welcher der Auserwählte des Herrn über ſeinen Schatz verfügt hat. Sabbathai wurde am 24. September 1666 gefangengenommen, hundert und ein Jahr iſt ſeit damals verfloſſen, und uns Beiden iſt die Pflicht geworden, den letzten Willen des heiligen Mannes in Ausführung zu bringen. Wir werden gleich erfahren, wen er zum Herrn dieſes unermeßlichen Reichthums beſtimmt hat.«

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Nachdem Nehemiah Hajun dieſe Worte geredet, verſtummte er, als ſammle er ſeine Gedanken, dann erhob er ſeine Stimme und ſprach:

»Steh' auf, mein Sohn, und begib Dich zur linken Seitenwand dieſes Gewölbes. Von dort aus zähle ſieben Reihen der pyramidenförmig geſchlichteten Fäßchen. In der ſiebenten Reihe zählſt Du von oben nach abwärts ſieben Lagen, und Du wirſt auf eine Linie von ſieben Fäßchen ſtoßen. Das mittlere dieſer Fäßchen zieh hervor und bring es hierher.«

Luzzato gehorchte dem Willen des Lehrers.

»Rabbi!« ertönte nach einer Weile ſein Ruf im Tone der Verwunderung.

»Was wünſcheſt Du, mein Sohn?«

»Das Fäßchen, ſo ich zu Euch bringe, iſt leicht, als ob es leer wäre.«

»Ich ſprach vorhin,« entgegnete Nehemiah, »daß alle Fäßchen in dieſem Gewölbe, mit Ausnahme eines einzigen, mit gleichem Stoffe gefüllt ſind; das Fäßchen, ſo Du trägſt, bildet dieſe Ausnahme, es iſt nicht mit Goldſtücken gefüllt,

sondern enthält blos das Testament Sabbathai's des Auserwählten.«

So wie vorhin beim Kaffeen mit den Goldstücken zerschlug nun der Rabbi auch bei diesem das Gebinde, die Dauben zerfielen, aber statt der Goldstücke kam ein Klumpen grauer Wolle als dessen Inhalt zum Vorschein.

Aus der Mitte dieses Knäuels wühlte der Rabbi eine Kapsel von weißem Blech heraus, die er, freudig ergriffen, an seine Lippen drückte und dann seinem Begleiter zum Kusse darreichte.

In diesem Behältnisse lag der »letzte Wille« Sabbathai Zewi's.

Der Rabbi öffnete die Kapsel, nahm ein Pergament heraus, küßte es mit Inbrunst, entfernte es dann von seinem Auge, blickte es mit der Zärtlichkeit eines Jünglings an, der die Geliebte nach langer Trennung wiederfindet, und liebkoste es dann wieder und wieder.

Hierauf reichte er das merkwürdige Document seinem Gefährten, der ihm dieselbe Liebe und Ehrfurcht bewies, dann nahmen Beide ihre früheren Sitze ein und der Rabbi begann das Vermächtniß Sabbathai's mit lauter Stimme vorzulesen.

Die Uebersetzung des in hebräischer Sprache abgefaßten Schriftstückes lautete, wie folgt:

»Der Herr der Welt gebe Euch und dem ganzen Hause Israel Segen und Frieden!

»Wenn Ihr diese Worte leset, bin ich schon längst eingegangen in die Versammlung der Frommen, deren Weg Gott wohlgefällig war.

»Ich blicke von Jenseits mit Wohlgefallen auf Jene hernieder, die meiner Lehre treu blieben, besonders aber auf

Euch, die in dies Gewölbe gekommen, um ſich über meinen letzten Willen zu unterrichten.

»Ich habe während meines irdiſchen Wallens große Reichthümer geſammelt, aber Gott, der die Herzen und Nieren der Menſchen kennt, dem keine Falte verborgen iſt, weiß, wie nie ein ſelbſtſüchtiger Gedanke mich beſchlichen, daß kein Eigennutz mich geleitet; ich habe nicht für mich geſammelt, ſondern für meine Lehre, für die Lehre des Heils zur Erlöſung Iſraels.

»So lange die Herzen der Menſchen niedrigen Leidenſchaften und eigennützigen Gefühlen zugänglich ſind, ſo lange wird das Gold der mächtigſte Hebel bleiben, ſie in Bewegung zu ſetzen; mit ihm verwandelt man Gegner in Anhänger, Feinde in Freunde, es erweicht die Herzen und umſtimmt die Gemüther; wem eine Idee zu dunkel iſt, dem ſpendet gar oft das Gold die gehörige Beleuchtung.

»Meine Brüder! Die Anhänger des Talmuds ſind unſere erbittertſten Feinde, ſie haben das Vorurtheil, die Macht einer vielhundertjährigen Gewohnheit für ſich, während meine Lehre neu und ungewohnt iſt; jenen zur Seite ſteht die weltliche Autorität, uns aber fehlt jede materielle Macht; wir beſitzen wohl die Waffen des Geiſtes und des Wortes für uns, allein wer kann Herzen bekehren, wo die Ohren taub und die Sinne ſtumpf ſind; was iſt von jeher das Loos großer Neuerer in Religionsſachen geweſen? Kreuz, Steinigung, Scheiterhaufen oder Kerker! Euch wird keine weltliche Macht zu Gebote ſtehen, meine Lehre zur Geltung zu bringen, denn Ihr ſeyd nur verachtete Juden, darum bedient Euch zum Schutz und zum Trutz des Goldes; der ungeheure Schatz, den ich Euch hinterlaſſe, die Reichthümer, deren Daſeyn außer

Euch keine menſchliche Seele kennt, werden das Oberhaupt meiner Lehre mit einem geheimnißvollen Schein umgeben, der bei ſinnlichen Menſchen ſeinen Zweck noch nie verfehlt hat.

»Indem ich alſo dieſen Schatz zur Befeſtigung und zur Verbreitung meiner Lehre beſtimme, befehle und anordne ich, wie folgt:

»Suchet unter denen, die Ihr kennt, einen Mann, der mein Andenken heiligt und meiner Lehre mit ganzer Seele zugethan iſt. Er ſey fromm und gelehrt, ein Meiſter in der heiligen Wiſſenſchaft der Kaballah und ein Verächter des Talmuds. Das Wort, ſo von ſeinen Lippen fließt, muß ſeyn jetzt wie Milch und Honig, ein andermal wie Sturm, wie Feuer und wie Poſaunenklang. Seine Gedanken müſſen nicht nur wie Adler Felſenſpitzen umkreiſen, ſondern auch wie Schwalben menſchliche Wohnungen umſchweben, das heißt, er muß in den Höhen des Geiſtes und in den Tiefen des Herzens heimiſch ſeyn. Er darf keiner Leidenſchaft ergeben und muß in Jahren vorgerückt ſeyn, damit nicht jugendliche Leichtfertigkeit und Ungeſtüm ihn zu Fehlſchritten hinreißen. Endlich ſoll er ſeiner Abſtammung nach bevorzugt ſeyn, dabei aber doch ſein Lebenlang den Druck der Armuth empfunden haben.

»Habt Ihr einen ſolchen Mann gefunden, dann geht zu ihm, zeigt ihm dieſes mein Teſtament und verſtändiget Euch mit ihm. Williget er ein, das Banner meiner Lehre öffentlich zu entfalten, der Mittelpunkt aller meiner Anhänger, das Haupt des Bundes zu werden, den Kampf mit unſeren Feinden aufzunehmen, dann nehmet ihn in Eid, er iſt der Herr meiner Reichthümer und Ihr ſeyd ſeine Schatzmeiſter; füget Euch ſeinem Willen, als ob es der meine wäre, gehorchet ihm, wie mir; dabei aber verfüge ich ausdrücklich, daß das künftige Oberhaupt des Bundes wohl von dem Vor-

handensehn des Schatzes Kunde erhalte, daß ihm jedoch der Ort, wo er verborgen liegt, ein Geheimniß bleibe, das sich, in so lange der Schatz dauert, in jener Weise forterben soll, wie es vor Euch der Fall gewesen.

»Dies mein Wille.

»Gottes Segen dem, der beiträgt, ihn zu erfüllen, — wer ihm aber zuwiderhandelt, der sey dreimal verflucht in diesem, und ewig verdammt in jenem Leben.

»Geschrieben am vorletzten Tage des Jahres 5435 seit Erschaffung der Erde. *)

»Sabbathai Zewi.«

Der Inhalt des Testamentes rief bei dem Rabbi, sowie bei seinem Vertrauten eine Stimmung hervor, die nicht mehr ernst, sondern feierlich genannt werden konnte; keines von ihnen sprach ein Wort, Beide betrachteten mit glühenden Blicken das Document, um sich an den Schriftzügen desjenigen Mannes zu laben, in dem sie den Stifter ihres Bundes verehrten.

Fast eine Viertelstunde verging, bevor die Grabesstille durch Luzzato gebrochen wurde, der diesmal zuerst das Wort ergriff.

»Rabbi,« sagte er mit einem Tone, der die Bewegung seines Herzens bekundete, »erlaubt mir, daß ich an Euch eine Bitte richte.«

Nehemiah Hajun ermannte sich, sah den Schüler ernst an und befahl ihm zu sprechen.

Luzzato fuhr fort: »Ihr habt mich zu eurem Vertrauten erkoren, Rabbi, ohne daß ich wußte warum und wozu? Ich folgte eurem Befehle, wie es dem Schüler ziemt, gegenüber seinem Lehrer, in diesem Augenblicke jedoch bebe ich unter der

*) Nach christlicher Zeitrechnung 28. August 1676, daher zwölf Tage vor seinem Tode.

Last der Verantwortung, der ich mich als Mitvollzieher dieſes Teſtaments ausſetze. Wie kann ich Unmündiger es wagen, bei der Wahl eines Oberhauptes auch nur ein Wort mitzureden? Ich bitte Euch, entbindet mich der Pflicht.«

»Halt ein, Simon, und ſprich nicht weiter,« fiel ihm der Andere gebieteriſch ins Wort, »verſuch es nicht, Dich ernſten Pflichten durch übertriebene Beſcheidenheit zu entziehen; ich habe Dich zu mir erhoben, und darf Dich nimmer von meiner Seite laſſen. Du kennſt die gelehrten und berühmten Männer unſeres Bundes ſo gut wie ich, Du weißt die Eigenſchaften, die der zu Erwählende beſitzen muß, darum ſey gefaßt, allſogleich dein Amt zu üben. Ich gebe Dir einen Beweis meines Vertrauens, indem ich Dich auffordere, den Namen desjenigen zu nennen, den Du für den würdigſten erachteſt, unſer Oberhaupt zu werden.«

»Rabbi!«

»Keine Einwendung! Gedenk deines Eides!«

Simon Luzzato beugte ſich ehrfürchtig vor dem Rabbi und erwiederte:

»Ihr befehlt, ich gehorche, auf daß ich mein Haupt mit keiner Sünde belaſte. Gewährt mir eine Weile mich zu bedenken, damit kein übereilt Wort über meine Lippen komme.«

Und abermals verſanken Beide in Schweigen, um im Geiſte jene Männer zu prüfen, aus deren Mitte das Oberhaupt hervorgehen ſollte.

Und wie Beide bewegungslos daſaßen, und gleichzeitig nachſannen, ſo traf es ſich merkwürdigerweiſe, daß ſie in demſelben Momente aufzuckten und ſich anſahen, als wollten ſie ſagen: »Ich habe Ihn gefunden!«

»Wie es ſcheint,« ſagte Nehemiah Hajun, »haſt Du Dich bereits für einen Namen entſchieden.«

»So ist es, Rabbi.«

»Auch ich,« bemerkte dieser, »glaube den Würdigsten gefunden zu haben.«

Der Mann, den ich meine, besitzt, so weit ich ihn kenne, die verlangten Eigenschaften alle, bis auf eine; er heißt —«

»Halt, Simon, nenne noch keinen Namen, auch ich thue es nicht. Laß uns, um Uneinigkeit zu vermeiden, wie folgt verfahren: Jeder von uns schreibe den Namen desjenigen, den er meint, auf ein Zettelchen, Du rollst beide zusammen und ich werde eines davon wählen; das nicht gezogene werde, ohne daß der Andere je den aufgeschriebenen Namen erfährt, vernichtet.«

Luzzato zog aus seiner Brusttasche Papier und Stift und es geschah wie Rabbi Hajun gerathen.

»Gott der Allmächtige gebe seinen Segen dazu, betete dieser, wählte eines der Röllchen und gab es dann an Luzzato.

Dieser öffnete es, las und stieß einen Freudenschrei aus.

»Was hast Du, Simon?« fragte der Rabbi verwundert.

»Dieser Zettel hier ist der eure und der Name —«

»Nun, was ist's mit dem Namen?«

»Es ist der nemliche, den auch ich auf meinen Zettel schrieb.«

Nehemiah Hajun öffnete nun rasch das zweite Röllchen und beide enthielten den Namen: »Jacob Josef Frank.«

Der Rabbi war nun ebenfalls von Freude bewältigt, und schloß den Gefährten in seine Arme.

Nachdem die Erregung wegen der merkwürdigen Uebereinstimmung ihrer Wahl sich in etwas gelegt hatte, nahm Luzzato das Wort:

»Rabbi, daß auch eure Wahl auf Jacob Frank fiel, ist mir ein Beweis, daß er in der That der Würdigste ist,

künftig der Gebieter über den hinterlassenen Schatz des Messias zu seyn, ihm sind ohne Zweifel alle Eigenschaften eigen, die Sabbathai — geheiligt bleibe sein Name — von seinem künftigen Erben verlangt. Ich äußerte vorhin, daß der Mann meiner Wahl, so weit ich ihn kenne, die geforderten Vorzüge alle bis auf einen besitze.«

»Welches ist der Vorzug, von dem Du meinst, daß er unserem Erwählten fehle?«

»Ich behaupte nicht,« erwiederte Simon, »daß er ihm fehle, sondern es ist mir nur unbekannt, daß er ihn besitze. Das Testament befiehlt, der zu Wählende müsse seiner Abstammung nach bevorzugt seyn; ich weiß nun nicht, ob dies bei Jacob Frank, der ein armer Branntweinbrenner war, der Fall ist.«

Nehemiah Hajun ergriff freundlich Luzzato's Hand und flüsterte ihm zu:

»Sey darob ohne Sorge, mein Sohn; Jacob Frank, dessen wirklicher Familienname Dobruschki ist, ist wirklich von bevorzugter Abkunft, denn er stammt ab von dem Polenkönige Kasimir dem Großen, dem Letzten aus der Familie der Piasten.«

Luzzato fuhr empor und blickte den Rabbi auf's Höchste erstaunt an, dieser aber machte der Scene ein Ende, indem er kurz ausrief: »Laß uns aufbrechen!«

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später befanden sich die beiden Reisenden mit den vier Maulthieren bereits auf dem Rückwege gegen das Stromufer — die geheimnißvolle Schatzkammer war wieder durch den Mechanismus geschlossen, das Erbe Sabbathai Zewi's hatte bereits den ersten Tribut geliefert zur Befestigung und Verbreitung seiner Lehre!

(Ende des Vorspiels.)

I.

Was sich am 13. October 1767 Nachmittags im Walde bei Kaminietz in Podolien begeben hat.

Tief im Walde, rechts und links von jenem Fahrweg, der fast parallel mit der Smotricza von Grodek nach Kaminietz führt, lagen sechs Männer im Hinterhalt.

Die Wahl des Ortes entsprach ihrem Zwecke vollkommen.

Der Wald prunkte in seiner fast wilden Urwüchsigkeit; Schluchten, durch die Regen wer weiß wie vieler Jahrhunderte, ausgewühlt, durchfurchten seine Schatten und manches schwache Eichenreis, das einst dünn wie ein Stäbchen aus ebenem Boden lustig emporsproß, hing jetzt als greise Eiche am Rande einer Kluft, in deren Tiefe ein Wildbach dahinrauschte.

Der Wildniß benbürtig war auch der Weg, der sie durchschnitt.

Gruben, Löcher und Furchen durchwühlten ihn, ein kurzer Regen genügte den Thonboden aufzuweichen und fast unbefahrbar zu machen; selbst bei trockenem Wetter mußte dem leichtesten Gefährte die Kraft von vier podolischen Rößlein vorgespannt werden, wenn es nicht im langsamen Schritt dahinkeuchen wollte.

Seit damals haben häufige Waldbrände, worunter be-

sonders der Brand vom Jahre 1850 — also vor kaum fünf Jahren — viel zur Lichtung jener Gegend beigetragen und die heutigen russischen Straßen befinden sich in einem nicht viel besseren Zustande, wie damals die Straßen im noch ungetheilten Reiche Seiner polnischen Majestät, des Königs Stanislaw August Poniatowski.

Die Männer im Hinterhalte hatten eine Wegstelle gewählt, deren zahlreiche natürliche Hindernisse von einem kurzen Herbstregen noch unwegsamer gemacht, das schnelle Fahren jeden Wagens ganz und gar verunmöglichten.

Rechts und links von der Straße zogen sich schmale Gräben dahin, jenseits welchen hohe Gebüsche gleichsam als Ruhepunkte des Waldes eine Art Lichtung bildeten.

In dieses Buschwerk hatten sich die erwähnten sechs Männer zurückgezogen und derart vertheilt, daß vorerst auf jeder Straßenseite ein, und ungefähr fünfzig Schritte von diesen auf jeder Seite zwei Männer versteckt lagen.

Alle sechs waren nach Art podolischer Landleute gekleidet, eine Tracht, wie sie noch gegenwärtig fast allen Bauern des sogenannten Kleinrußlands zu eigen ist.

Sie trugen Sandalen — Pasteli — von Lindenbast geflochten, darunter dicke, wollene Tücher — Onutschi — um Füße und Waden gewickelt und bis zu den Knieen hinauf von kreuzenden Schnüren festgehalten, die von den Sandalen ausgingen.

Das Beingewand — in der Landessprache Schtanni oder Scharidwari geheißen — von gröber weißer Leinwand reichte bis zum Knie hinab in türkische Weite, verengte sich von da an und verschwand unter den Onutschi's.

Ihr braunes Obergewand — Kabinak — bestand aus einem groben Wollengewebe, dem Schnitte nach unseren Pa-

Letots ähnlich; am Nacken war dieſes Kleidungsſtück mit einer Art eckiger Capuze verſehen, die man bei ſchlechtem Wetter über Kopf und Mütze zieht, daher ſie für das Geſicht, zuweilen aber gar nur für Augen und Naſe Oeffnungen beſitzt; bei ſchönem Wetter hängt ſie rückwärts hinab und leiſtet die Dienſte einer Taſche, wozu ihre Weite ſie ſehr wohl eignet.

Als Kopfbedeckung trugen die Männer coniſche Mützen — Kutſchma — von ſchwarzwolligen Schaffellen, deren breitere Grundflächen nach oben auf gekehrt waren.

Wir bemerkten vorhin, die Wahl des Platzes, wo ſich die ſechs Männer verborgen, habe dem Zwecke vollkommen entſprochen; welches war nun dieſer Zweck?

Ein friedlicher ſicher nicht, davon zeugten die Waffen, die zu verbergen ſie ſich keine Mühe gaben, und die mit ihren ländlichen Gewändern nicht recht im Einklange ſtanden.

Nähern wir uns dem Paare an der rechten Straßenſeite, belauſchen wir ſeine Unterhaltung, vielleicht bekommen wir über den Zweck des Hinterhaltes eine nähere Aufklärung.

Die beiden Männer ſcheinen ihrem Alter nach Vater und Sohn zu ſeyn, was aber nicht der Fall iſt, wenn auch der Jüngere den Aelteren mit »Väterchen« oder mit »Vater Iwan« anſpricht. Was ihre perſönliche Erſcheinung und ihren Charakter betrifft, ſo überheben wir die Leſer der Mühe, ſie eines Näheren kennen zu lernen, da weder die Strenge des Aelteren noch die Verſchmitztheit des Jüngeren dazu intereſſant genug iſt, und Beide für die Folge unſerer Erzählung jeder Bedeutung entbehren.

In dem Momente, wo wir uns ihnen unbemerkt nähern, hören wir den Aelteren ſprechen.

»Ich will nicht glauben, Burſche,« ſagt er, »daß Dir die Zeit zu lang wird, weil Du die Viertelſtunden zählſt, die wir hier zubringen. Sollte es aber dennoch der Fall ſeyn, ſo werde ich die Mühe nicht ſcheuen, einen langen Stock abzuſchneiden, um Dir damit die Zeit kurz zu machen.«

»Du biſt doch nicht ungehalten, Väterchen? Ich zähle die Viertelſtunden nicht, weil ich mich langweile, ſondern weil ich fürchte, wir könnten hier vergebens lauern.«

»Was liegt daran? wir thun wie der gnädige Herr befahl, und kümmern uns des Weiteren nicht.«

»Wie aber wenn die Kutſche ausbliebe?«

»Sie muß kommen, der gnädige Herr hat Kundſchafter, die ihn nicht täuſchen.«

»Wenn aber die Gräfin von irgend einer Seite her gewarnt worden wäre?«

Bei dieſer abermaligen Einwendung brauſte der Aeltere auf.

»Der Donner ſoll Dir den Schädel ſpalten, Baſil,« rief er, »wenn Du nicht aufhörſt, mich mit deinen Bedenklichkeiten zu quälen!«

»Nur nicht aufbrauſen, Vater Iwan,« bat der Jüngere beſänftigend, »ich bin ganz und gar nicht bedenklich; ſobald die Kutſche einhergefahren kommt, werde ich ſo flink dreinſchießen wie Du; aus dem Haufen heraus ſtreitet ſich's leicht, wir ſind ja unſer Sechs —«

»Teufelsmenſch, Du wirſt doch die Gräfin nicht niederbrennen! Sie muß lebendig gefangen werden.«

»Sey ohne Sorge, Väterchen, ich kenne die Weiſung, und weiß was ich zu thun habe; doch ſage mir, was wird der gnädige Herr mit der Gräfin beginnen, wenn wir ſie ihm *lebend überbringen?*«

»Er wird ſie ausliefern.«

»An wen wird er ſie ausliefern?«

»An den Fürſten Repnin in Warſchau.«

»Wer iſt dieſer Fürſt Repnin?«

»Der ruſſiſche Geſandte am Hofe Seiner Majeſtät unſeres Königs.«

»Warum aber wird die Gräfin nicht lieber dem Könige ausgeliefert?«

»Dumme Frage! Der König kann ihr ja nichts anhaben; ſie thut nur, was das Landesgeſetz ihr erlaubt.«

»Aha, ich verſtehe, deshalb läßt der Fürſt Repnin ſie einfangen, weil unſer Geſetz ihn nichts angeht. Und der König, was wird der König dazu ſagen?«

»Gar nichts, er muß ſchweigen und gut heißen, was der Ruſſe thut, weil er ohne die ruſſiſche Kaiſerin niemals König in Polen geworden wäre.«

»Solcherweiſe, Vater Iwan, iſt eigentlich der ruſſiſche Geſandte König in Polen?«

»Du magſt ſchier Recht haben.«

»Solcherweiſe herrſcht bei uns nicht das Geſetz, ſondern die Gewalt.«

»So iſt es.«

»Und was meinſt Du, was wird das Loos der Gräfin Kaſſakowska ſeyn, wenn der Ruſſe ſie in ſeine Gewalt bekömmt?«

»Man wird ſie nach Sibirien ſchicken.«

»Eine Polin nach Sibirien! Das iſt mir zu rund, Väterchen.«

»Du hätteſt ſagen ſollen, zu ruſſiſch.«

»Die arme Gräfin ahnt wohl nicht was ihr bevorſteht?«

»Geſchieht ihr Recht, warum will ſie einen Bund gegen den König ſtiften, warum verträgt ſie ſich mit dem Ruſſen nicht, er iſt doch unſer guter Nachbar —«

»Du magſt Recht haben, Väterchen, doch ich habe meine Bedenken dagegen. Was zum Beiſpiel würdeſt Du beginnen, wenn der Gregor, der dein Nachbar iſt, in dein Haus käme, und da nach Willkür herumwirthſchaftete?«

»Ich würde ihn hinauswerfen.«

»Warum thut das unſer König mit den Ruſſen nicht?«

»Weil er nicht will, vielleicht auch weil er nicht kann. Der Ruſſe hat viel Soldaten und viel Geld, und unſer König, na, wir wollen nicht weiter über ihn ſprechen, wir halten es mit dem, der uns am beſten zahlt, und das iſt vor der Hand der Ruſſe, merk' Dir das, Baſil; Gott erhalte die Czarin!«

Gleich nach dieſem Ausrufe verſtummte Iwan und nahm eine horchende Stellung an.

»Mir iſt's,« murmelte er, »als hörte ich in der Ferne Geräuſch?«

»Auch ich glaube was zu vernehmen!« erwiederte Baſil.

In dem nemlichen Augenblicke drang ein kurzer ſchriller Ton durch die Luft.

»Gregor gibt das Zeichen,« bemerkte Baſil.

»Jetzt heißt es auf der Hut ſeyn, es iſt die Gräfin!« rief Iwan.

»Väterchen!«

»Was willſt Du?«

»Man ſagte uns, die Dame werde in einer Kutſche gefahren kommen, ich aber höre nicht das Geräuſch eines Wagens, ſondern blos Pferdegetrapp, es ſind mithin Reiter, die ſich uns nähern; am Ende kömmt die Gräfin doch nicht, *die Dunkelheit bricht* ſchon heran —«

Jetzt wiederholte sich das frühere Zeichen.

»Still,« lispelte der Aeltere, »nun leidet es keinen Zweifel, es ist die Gräfin; Gregor muß sie bereits sehen, er kennt sie persönlich und hat ein gesundes Auge.«

Nach einer kurzen Pause:

»Die Reiter sind bereits ziemlich nahe — ich wahrnehme nun auch schon ihre Köpfe — eine Dame befindet sich wirklich darunter —«

Ein Schuß unterbrach die Rede Iwans.

Gleich darauf fiel ein zweiter.

Von rechts und links erscholl es: »Hoho, halt, nicht von der Stelle!« und sechs Männer, darunter Iwan und Basil, stürzten auf die Straße.

Der Angriff galt einer verschleierten schwarzgekleideten Dame, die auf einem milchweißen Pferde, von vier bewaffneten Reitern begleitet, daher trabte.

Die ersten zwei Schüsse von Seite der Wegelagerer — wir wissen ihnen keinen bezeichnenderen Sammelnamen zu geben — waren so gut gezielt, daß sie schon aus dem Hinterhalte die Hälfte der Begleitung zu Boden streckten.

Die Dame richtete sich blitzschnell im Sattel auf, warf, um der Gefahr ungehindert ins Auge zu schauen, mit der Linken den Schleier zurück, riß mit der Rechten ein Pistol aus der Satteltasche und streckte einen der Angreifer zu Boden.

Gleichzeitig rief sie mit einer wohlklingenden aber äußerst kräftigen Stimme ihren Begleitern zu:

»Brennt die Hunde nieder, es sind Räuber oder russische Söldlinge!«

Diesem Befehle folgten Blitz und Knall und Gregor und einer seiner Gefährten schwammen in ihrem Blute.

»Drei gegen Drei!« rief jetzt die Dame, »so laß ich mir's gefallen!«

Aber dieser Triumph währte nur einen Moment.

Iwan schrie Basil zu: »Nimm den Rechten aufs Korn, ich will dem links Eine zusenden.«

Die Büchsen krachten, und die Dame hatte auf keine Unterstützung mehr zu rechnen, sie war auf sich selbst angewiesen.

Doch ohne nur einen Moment darob zu zagen, raffte sie jetzt ihr zweites Pistol aus der Tasche, schoß den dritten ihrer Angreifer nieder, und indem sie den beiden Uebriggebliebenen zurief: »An Euch, Ihr Schufte, wird ein andermal die Reihe kommen!« versetzte sie ihr Pferd in Galopp.

Der Ueberfall, der nur eine Minute währte, hatte acht Menschen mehr oder minder verwundet.

Aber Iwan und Basil waren nicht müßig geblieben; kaum hatten sie ihre Büchsen abgeschossen, so stürzten sie, als ahnten sie den Entschluß der Dame, auf zwei der ledig gewordenen Pferde los und schwangen sich in die Sättel.

Die Dame flog voran, die beiden Männer jagten hinter ihr her.

Man darf nicht vergessen, daß den Wegelagerern der strenge Auftrag geworden war, sich der Gräfin Kassakowska lebend zu bemächtigen; um diesen Zweck zu erreichen, mußten sie die flinke Reiterin überholen und sich ihrer ohne Hilfe von Waffen bemeistern.

Ersteres war keine leichte Aufgabe, das Pferd der Dame flog leichtfüßig wie eine Gazelle dahin, und Iwan und Basil durften gar nicht saumselig seyn, wollten sie die Entfernung zwischen sich und der Verfolgten nicht wachsen lassen.

Eine Viertelstunde lang ging es in gleicher Hast fort;

die Gräfin behauptete ihren Vorsprung und rechnete auf die Ausdauer ihres Renners. Gelang es ihr, die Stadt Kaminietz zu erreichen, so war die Absicht der Wegelagerer vereitelt, aber bis dahin lag noch eine starke Wegstrecke und die Dunkelheit begann im Walde bereits anzubrechen.

Ihre beiden Verfolger ritten hart neben einander und Iwan munterte seinen Genossen und sein Pferd ohne Unterlaß zu beschleunigter Geschwindigkeit auf.

»Was mich betrifft,« versetzte Basil, »so werd' ich nicht zurückbleiben, wenn uns nur die Finsterniß keinen Strich durch die Rechnung macht.«

»Zum Glück für uns,« bemerkte der Aeltere, »reitet die Gräfin ein weißes Pferd, das werden wir nicht so leicht aus dem Gesichte verlieren. Doch soll sie nicht lange mehr voran seyn, mir fällt so eben ein Mittelchen ein, mein Pferd, wenn ich es an der Zeit halte, ein wenig aufzumuntern, das deinige wird, und wär's auch nur aus Cameradschaft, nicht zurückbleiben.

Und wieder ging es eine Weile fort.

»Jetzt,« rief Iwan seinem Genossen zu, »müssen wir Alles dran setzen, sie einzuholen. Ich kenne den Weg, er zieht sich eine hübsche Strecke eben und breit dahin, sammle Dich und trachte, daß Du nicht zurückbleibst.«

Nach diesen Worten zog er unter seinem Kabinak ein Pistol hervor, und schoß es hart an dem Ohre seines Pferdes ab, so daß die Kugel einen Theil des Ohrdeckels mit sich fortriß.

Das Thier, erschreckt, dann vom Schmerz der Wunde gepeinigt, wieherte auf, bäumte sich und begann, vom Reiter bewältigt, mit Blitzesschnelle dahin zu rasen.

Die Entfernung zwischen der Dame und den Männern

fing an ſich merklich zu kürzen, wir ſagen »den Männern,« denn wie Ivan richtig vorausgeſehen, war Baſils Gaul hinter ſeinem Cameraden nicht zurückgeblieben.

An dem immer näher tönenden Geräuſch konnte die Gräfin leicht wahrnehmen, daß ihre Verfolger ſie bald einholen würden und geſchah dies, ſo war ſie im Kampfe gegen zwei wohlbewehrte Männer blos auf den Dolch angewieſen, den ſie außer den abgeſchoſſenen Piſtolen als einzige Waffe bei ſich trug.

An Muth gebrach es unſerer Dame wohl nicht, doch dieſer genügt nicht allein; er gleicht wohl ein geringes Mißverhältniß der Kräfte aus, wo dieſes jedoch zu groß iſt, erheiſcht die Klugheit den Kampf zu vermeiden.

Die Verfolgte ſchloß aus dem bisherigen Gebahren der Angreifer, daß es bei dem Ueberfalle weder auf ihre Börſe, noch auf ihr Leben, ſondern auf das Habhaftwerden ihrer Perſon abgeſehen ſey, es ſtand ſomit außer Zweifel, daß hinter den Wegelagerern eine ruſſiſche Intrigue als bewegende Kraft verborgen war, wodurch die Gefahr ſich aufs Höchſte ſteigerte, denn gerieth ſie in die Gewalt der Ruſſen, ſo war Schlimmeres als der Tod ihr Loos, ihr ſtand dann ein Leben qualvoller, erniedrigender Gefangenſchaft bevor.

Einer ſo drohenden Ausſicht gegenüber durfte ſie um ſo weniger einen Kampf aufnehmen, deſſen Erfolg ihr mehr als zweifelhaft erſchien, ſie beſchloß daher ihm auszuweichen.

Wie aber das bewerkſtelligen, da die Männer ihr ſo nahe auf der Fährte folgten?

Ein glücklicher Augenblick erzeugte eine Idee, die ſie eben ſo raſch ausführte, als ſie entſtanden war.

Ihrem Zelter die Sporen in die Hüften drückend, lenkte ſie ihn mit einem mächtigen Satze von der Straße ab gegen

das Innere des Waldes; die faſt ſcheu gewordenen Pferde der Wegelagerer ließen ſich nicht ſo leicht von der einmal eingeſchlagenen Richtung ablenken, wodurch die Dame wieder einen etwas größeren Vorſprung gewann.

Das beunruhigte jedoch den Vater Iwan nicht.

»Jetzt,« rief er ſeinem Genoſſen zu, »entkommt ſie uns ſchon gar nicht, man fährt mit dem Kopfe durch keine Mauer, und reitet eben ſo wenig durch das Dickicht des Kaminietzer Waldes. Behalte nur das weiße Pferd im Auge, Baſil, ehe zwei Minuten vergehen, muß ſich die Gnädige trotz der Dunkelheit in unſerer Gewalt befinden.

Die Männer gelangten mit Windesſchnelle an den angebahnten Theil des Waldes, vor ihnen ſchimmerte zwiſchen den Bäumen hindurch die Weiße des Pferdes, zu ihrer größten Freude kamen ſie immer näher.

»Ich wußte es im Voraus,« ſchrie Iwan freudetrunken, »ſie hat ſich verrannt und findet keinen Durchweg.«

»Hollah, Frau Gräfin!« rief er der Dame zu, »bemüht Euch nicht weiter, ergebt Euch, wir thun Euch nichts zu Leide!«

Wenige Secunden darnach warf ſich Iwan auf den Zelter, ſtieß jedoch gleichzeitig einen fürchterlichen Fluch aus.

»Was gibt es, Väterchen? Was iſt Dir begegnet?« fragte Baſil, der hart hinter ihm ritt.

»Hurtig herab von den Pferden,« keuchte Iwan zur Antwort, »die ſchöne Schlange will uns entſchlüpfen, wir haben das Pferd, jedoch ohne die Reiterin!«

So war's auch.

Die Gräfin hatte das niedliche Bein von dem Steigbügel befreit, glitt während des ſchnellen Rittes unbemerkt von

dem Rücken des Pferdes auf den Boden hinab und wand sich geschmeidig wie das gejagte Reh durch das Gezweig.

Doch auch die Wegelagerer sprangen hurtig von den Pferden, koppelten sie an den nächsten Baum, lauschten in den Wald hinein, und enteilten dann nach jener Richtung, woher das raschelnde Laub die Flucht der Dame verrieth.

Die Dunkelheit und ein neuer Vorsprung, gewonnen durch den wenn auch kurzen Aufenthalt der Verfolger, gereichten der Flüchtigen zum Vortheil, ihre Zuversicht wuchs, furchtlos doch vorsichtig eilte sie durch die Finsterniß, bald sich durch das enge Baumwerk windend, bald wieder durch Gebüsch und Gestripp schlüpfend; dabei kam es ihr recht wohl zu statten, daß sie die schweren Tritte zweier Männer leichter vernahm, als diese den beschwingten Schritt einer Dame.

An das Einhalten einer bestimmten Richtung war gar nicht zu denken, die Gräfin suchte nur ihren Verfolgern zu entfliehen und diese befliſſen sich die Spur ihres Opfers nicht zu verlieren.

Plötzlich fühlte die Dame den Boden unter ihren Füßen weichen, der Oberleib verlor die lothrechte Haltung und die Gräfin mußte, ohne es zu wollen, eine steile Böschung hinabeilen, wobei sie sich nur mit Anstrengung vor einem Falle bewahrte.

Sie befand sich in einer geräumigen mit Gebüsch bewachsenen Grube, benützte den kleinen Unfall zu ihren Gunsten, und verbarg sich unter dem Laubwerk.

Sie horchte.

Ihre Verfolger kamen immer näher.

»Wenn ein tückischer Zufall auch sie in diese Grube führte?« dachte die Gräfin und ihr Herz begann etwas lauter zu pochen.

Schon vernahm sie die Stimmen der beiden Männer.

»Weiß der Kuckuck wie es kömmt, daß auf einmal alles Geräusch verstummt ist?« fragte der Eine.

»Ich fürchte, wir haben das Wild bereits hinter uns. Sie hat sich wahrscheinlich niedergekauert, und ließ uns an sich vorüber.«

»Horch,« unterbrach ihn der Frühere, »mir war's wirklich, als hörte ich rückwärts Geräusch.«

»Ich vernahm nichts.«

»Sey vorsichtig, Basil, vor uns liegt der lange Fuß.«

»Was ist das?«

»Eine tiefe Grube von der Form eines Fußes.«

Die Verborgene hörte jetzt die Stimmen gerade über sich.

Die Gefahr ging jedoch glücklich vorüber, die Männer entfernten sich immer mehr, mit ihnen das Geräusch, noch eine Viertelstunde und Todtenstille umwob den langen Fuß.

Die Dame verließ nun ihren Versteck, klomm nicht ohne Mühe aus der Grube und schritt dann weiter durch den Wald.

Sie suchte, so weit die Dunkelheit es erlaubte, die Straße zu gewinnen, um dann die Richtung nach Kaminiez einzuschlagen.

Fast eine Stunde lang war sie, ohne ihre Absicht zu erreichen, herumgeirrt, als plötzlich aus der Ferne, zwischen den Bäumen hindurch, ein Lichtschein zu ihr drang.

War's das erleuchtete Fenster einer Waldhütte oder der Schein eines Hirtenfeuers?

Die Gräfin schritt ohne Bedenken darauf los, je näher sie jedoch kam, desto vorsichtiger trat sie auf, um sich nicht unbedacht in eine neue Gefahr zu begeben.

Bald hatte ſie das Ziel erreicht, nur noch ein hohes buſchiges Strauchwerk trennte ſie von der erleuchteten Stelle, ſie ſah neugierig hindurch und erblickte eine Scene, überraſchend durch ihre Neuheit, intereſſant durch ihre Staffage.

— — — — — — — — — — —

Düſtere Nacht umfängt den Wald.

Kein Sternenſchimmer, kein Mondlichtſtrahl durchdringt das bereits herbſtlich fahle Blätterdach, gewölbt von einer Gruppe uralter Eichen, die nur eine Capelle dieſes großen Walddomes zu bilden ſcheinen.

Dieſe Capelle, deren Wände Stämme bilden, deren Boden abgefallenes Laub bekleidet, iſt von drei Fackeln erleuchtet.

Die dunkelrothen Flammen erhellen nur den niedern Theil des Raumes und erlahmen in ihrem Beſtreben, das Licht auch nach oben zu tragen.

Auf dem Boden, in einem Bogen umher, ſitzen, liegen oder kauern nahe an hundert männliche Perſonen verſchiedenen Alters, vom Jünglinge angefangen bis zum ſiebzigjährigen Greiſe hinan, finden wir alle Altersſtufen vertreten.

Die faltenreichen dunklen Gewänder der Verſammelten, ihre hohen Pelzmützen, die langen Ringelhaare, bei den meiſten auch noch lange dichte Bärte, verleihen ihnen ein unheimliches Ausſehen, welches durch die düſtere Beleuchtung, durch die tiefen umherlagernden Schatten, durch ihr Todesſchweigen noch mehr geſteigert wird.

Alle dieſe Männer, unempfindlich gegen die Kühle der Nacht, haben ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen zugewendet, der gleichſam im Mittelpunkte der bogenförmigen Gruppe, den Stamm einer gefällten Eiche zum Sitz erkoren hat und *von dieſer Erhöhung* herab die Verſammlung anſpricht.

Dieſer Mann, in der Mitte der Fünfzig, kräftig gebaut, iſt von mittlerer Körpergröße, hat ein volles, ſehr freundliches Antlitz, ein großes, lebhaftes Auge und ein überaus wohlklingendes Organ, welches im Affect eine ungewöhnliche Kraft entfaltet, ohne jedoch dabei an ſeinem ſympathiſchen Klange einzubüßen.

Wenn an dem Sprecher etwas auffällt, ſo iſt es die Aermlichkeit ſeiner Gewänder, die ſo grell hervorſticht, daß ſie ſogar bei einer Beleuchtung wie die gegenwärtige nicht unbemerkt bleiben kann.

Die Gräfin Kaſſakowska lauſchte aufmerkſam den Worten des Sprechers, doch ſie verſtand nichts, ſeine Laute klangen ihr fremd, ſie erkannte nur an den Geberden, Blicken und dem Ton ſeinen Eifer und ſein Beſtreben, bei den Zuhörern ein Verſtändniß zu erzielen.

Dieſe Anzeichen bewogen ſie zu dem Schluſſe, daß, was ſie hörte, keine Rede, keine Predigt, ſondern ein Vortrag, eine Belehrung in irgend einer Wiſſenſchaft ſey, der Mann auf dem Eichenſtamme dünkte ihr der Lehrer zu ſeyn und alle Anderen ſeine Schüler, wenn auch darunter ergraute Männer ſich befanden, an Alter den Lehrer weit überragend.

Die ganze Scene machte auf die Lauſchende einen feierlichen Eindruck; die ſchaurige Ruhe des Waldes, durchklungen von der ſonoren Stimme eines Mannes, der matt erhellte Raum, die dunkeln, mehr oder weniger beleuchteten Geſtalten, die ſtille religiöſe Bewunderung unter ihnen, Alles zuſammen gemahnte die Dame an die Schilderungen jener heiligen Ueberlieferungen, wo die erſten der Lehre des Heilands zugethanen Chriſten in Wäldern oder Höhlen ſich heimlich zuſammen fanden, um dem belehrenden Vortrage eines Apoſtels zu horchen.

Die längere Dauer des Vortrages bewog die ohnedem ermüdete Dame, sich in ihrem Verstecke auf den Boden niederzulassen, um ein wenig auszuruhen.

»Die hier Versammelten,« dachte sie, »sind wahrscheinlich Juden aus Kaminietz, ich will also warten, bis sie sich entfernen, dann folge ich ihnen unbemerkt und gelange ohne Gefährde bis zur Stadt, an deren Anfang Michael meiner harrt, der über mein längeres Ausbleiben nicht wenig beunruhigt seyn wird. Warum aber versammeln sich diese Juden zur Nachtzeit im Walde? Wozu diese geheimnißvolle Zusammenkunft in einem Lande, wo die Hebräer seit Jahrhunderten nicht nur Duldung und Schutz, sondern auch Begünstigungen fanden, die ihnen in anderen christlichen Staaten nicht zu Theil wurden? Wer ist der Mann, der zu ihnen spricht? Seinem Aeußeren nach scheint er keiner ihrer Rabbiner, auch glaube ich nicht, daß er prediget, sondern denke, daß er lehrt und unterrichtet. Was aber mag es für eine Wissenschaft seyn, die er seinen Schülern zu erklären sucht? Jedenfalls birgt sich hinter dieser Versammlung ein Geheimniß, dessen Enthüllung ich mir will angelegen seyn lassen, vielleicht kann ich es zu meinen Zwecken benützen.«

Die Gräfin wurde in ihren Gedanken durch ein Geräusch gestört; ein Blick überzeugte sie, daß die Versammlung sich erhoben hatte und daß auch der Redner jetzt dort stand, wo er früher gesessen war.

Seine gegen den Himmel gefalteten Hände zeugten, daß er ein Gebet sprach, welches von den Uebrigen mit großer Andacht angehört wurde.

Plötzlich streckte er beide Hände wagerecht von sich, worauf alle Anwesenden sich der Länge nach auf die Erde warfen

die Augen gegen den Boden drückten, als seyen sie des Segens unwürdig, der ihnen eben ertheilt wurde.

Bei dem »Amen« des Sprechers erhob die Versammlung sich von der Erde und der Flügelschlag einer weißen Taube, die aus ihrer Mitte sich emporschwang, rauschte über ihren Häuptern.

Noch hatte sie die Wipfel der Bäume nicht erreicht, als gleichzeitig die drei Fackeln erloschen und Nachtschwärze Alles verhüllte.

Das war das Ende der merkwürdigen Ceremonie.

Die Gräfin erhob sich nun ebenfalls, trat vorsichtig hinter dem Gebüsche hervor, lauschte dem Geräusche der sich entfernenden Hebräer und folgte ihnen dann in sicherer Ferne.

Nach kaum drei Viertelstunden erreichte man das Ende des Waldes und betrat die bequemere Straße.

Von nun an bedurfte die Dame keines Führers mehr, der Himmel war heiter und die erleuchteten Fenster des auf steilem Kalkfelsen gelegenen festen Schlosses von Kaminietz schimmerten bereits herüber.

Die Gräfin verzögerte absichtlich ihre Schritte, um den in größeren und kleineren Gruppen vertheilten Juden einen weiteren Vorsprung zu gönnen und von ihnen unbemerkt die Marken der Stadt zu erreichen.

Als sie dort anlangte, hatten sich die Gruppen bereits nach verschiedenen Richtungen verloren, die Dame blieb stehen, sah vorsichtig um sich und klatschte dann zweimal in die Hände.

Auf dieses Zeichen kroch aus einer seitwärtigen Vertiefung eine Männergestalt herauf.

»Bist Du es, Michael?«

»Gottlob, daß Sie endlich da sind, gnädige Frau! Ich

habe Ihretwegen große Angst ausgestanden; doch wo sind Ihre Begleiter, wo die Pferde?«

»Davon morgen,« erwiederte die Gräfin erschöpft, »ich bin einer großen Gefahr entronnen, und danke dem Himmel, daß ich in diesem Augenblicke noch frei athme. Hast Du meinen Auftrag besorgt?«

»Ja, gnädige Frau, ich fand eine Wohnung, wo man die Gräfin Kassakowska sicher nicht vermuthet und wo Sie vor Späheraugen geborgen sind. Ihr Reisekoffer ist bereits dahin gebracht. Seit Anbruch des Abends, wie Sie mir befohlen, harrte ich Ihrer an dieser Stelle, jetzt ist bereits Mitternacht vorüber; ich verbarg mich seitwärts der Straße, wegen der vielen Hebräer, die kurz vor Ihnen des Weges daher kamen.«

»Schon gut,« unterbrach ihn die Dame abermals; »vertagen wir alle Mittheilungen und Erklärungen bis auf morgen, ich bin erschöpft und wünsche so schnell als möglich zur Ruhe zu gelangen. Du bist der Mühe, für Diener und Pferde zu sorgen, überhoben, drum mach schnell und leite mich in die für mich besorgte Wohnung. Geh nur voran, ich folge Dir auf dem Fuße nach.«

Michael geleitete nun die Gebieterin durch mehre Straßen der untern Stadt, auch eine Brücke, die über den Smotrysch führt, wurde überschritten, und nachdem man dort fast bis an den Fuß der Anhöhe gelangte, welche den oberen Theil der Stadt trägt, wurde vor einer niederen unansehnlichen Hütte Halt gemacht.

Michael glaubte die Gebieterin im letzten Momente auf den Charakter der von ihm besorgten Zufluchtsstätte vorbereiten zu müssen und sagte:

»Gnädige Frau, der Vermiether der Wohnung iſt ein Hebräer.«

»Ich war darauf gefaßt,« erwiederte die Gräfin gleichgiltig, »da die Mehrzahl der Einwohner dieſer Stadt Juden ſind. Poch an, damit uns aufgethan werde.«

Michael klopfte.

Nach wenigen Secunden erſchien ein Mann, noch vollkommen angekleidet, mit einer mächtigen Laterne in der Hand.

Die Gräfin hatte ihn kaum erblickt, ſo trat ſie betroffen einen Schritt zurück.

Ihr gegenüber ſtand der ärmlich gekleidete Lehrer aus dem Walde vor Kaminietz.

»Leuchtet uns voran!« heiſchte Michael dem Juden zu, der ſich auch allſogleich in Bewegung ſetzte.

Die Gräfin blieb abſichtlich einige Schritte zurück, was den Vertrauten zwang, ein Gleiches zu thun.

»Wer iſt dieſer Mann?« fragte ſie leiſe ihren Diener.

»Er iſt, wie man mir ſagte, der weiſeſte und dem Rufe nach auch der ehrlichſte Jude in Kaminietz.«

»Wie nennt er ſich?«

»Jacob Joſeph Frank!«

II.

Die Gräfin und Jacob Frank.

Schon die siebente Frühstunde fand die Gräfin Kassakowska in einer einfachen schwarzen Toilette am Tische sitzend, den sinnenden Kopf in die hohle Hand gestützt.

Trotz der Anstrengung und Aufregung des vergangenen Abends war die Dame wohlauf und keine Spur von Erschöpfung an ihr zu gewahren.

Wir bedienen uns der Muße, die Leser mit ihrer äußeren Erscheinung vertraut zu machen, den Charakter werden sie aus ihren Handlungen kennen lernen.

Sophia Kassakowska zählte fünfundzwanzig Jahre, ein Alter, das bei Mädchen nicht sehr zu Gunsten spricht, bei Witfrauen jedoch außerordentlich empfehlend ist.

Wenn wir uns recht erinnern, war es Iwan, der podolische Schelm im Walde, der die Dame eine »schöne Schlange« nannte; diese Bezeichnung mag vielleicht einer nationalen Redeweise entsprechen, wahr konnte man sie in keiner Weise nennen.

Sophia machte keine Ansprüche auf Schönheit, dazu war ihr mittlerer Wuchs wenig schlank und, wenn auch nur ein bischen, zu üppig. An Anmuth der Bewegung mangelte es ihr nicht, ihr Gang zeigte Ernst, ihre Haltung viel Edles.

Das Antlitz besaß nicht jenen blendend weißen Teint, der

sonst Polinnen so vortheilhaft auszeichnet, sondern näherte sich der Färbung der europäischen Südländerinnen, die von Jugend an unter dem Einflusse von weniger schiefen Sonnenstrahlen gelebt haben.

Diesem Teint entsprechend war das Haar; seine Schwärze glänzte, wie polirtes Ebenholz, was ihm an Länge fehlte, ersetzte seine Dichte.

Das Antlitz war von zwei großen, tiefblauen Augen erleuchtet; wir wählen das letzte Wort absichtlich, weil die Strahlen dieser Augen das Gesicht verschönerten, dessen Züge weniger hart und weniger starr erscheinen ließen, besonders aber weil sie die zusammengezogene Stirnhaut etwas lichteten, die man eben so für den Ausdruck düsterer Melancholie wie für ein Zeichen seltener Willenskraft halten konnte.

Gräfin Sophia war daher eine interessante, aber keineswegs ein schöne Dame.

Was Iwans weitere Bezeichnung »Schlange« belangt, so paßte sie ebenfalls nicht, insoferne man in der Schlange das Sinnbild kriechender, giftiger Hinterlist sieht; die Gräfin war im Gegentheil entschlossen, offen und freimüthig.

Zur Bekräftigung dessen mag von vielen nur Ein Ereigniß aus ihrem Leben hier einen Platz finden.

Am 7. September 1764, am Tage, wo Stanislaus August Poniatowsky zum Könige von Polen gewählt wurde, befand sich Gräfin Sophia mit ihrem damals noch lebenden Gemale in Warschau.

Abends war bei Joseph Sosnovsky, dem Landschreiber von Lithauen, unter dessen Vorsitz der Reichstag dreizehn Tage früher eröffnet worden war, großer Ball.

Graf Kassakowsky sammt seiner Gemalin waren dazu geladen, und Letztere erschien in schwarzer Robe.

Die Wahl dieſer Farbe fiel im Salon um ſo mehr auf, da Niemand von einem Todesfall wußte, den dieſe junge Gräfin zu betrauern hätte.

Eine ihrer Freundinnen konnte ſich nicht enthalten, über dieſe auffallende Toilette ihre Verwunderung zu äußern, und Sophia entgegnete abſichtlich lauter als der Anſtand es geſtattete:

„Der heutige Tag iſt für mich ein Trauertag. Stanislaus Poniatowsky, der einſt als Edelknabe bei der fürſtlich Radziwil'ſchen Tafel aufgewartet hat, mag ſpäter als Anbeter der Czarin Katharina ſich außerordentliche Verdienſte erworben haben, als König von Polen wird er unſer Vaterland in's Unglück ſtürzen. Ich habe heute einen feierlichen Eid geſchworen, ſo lange das ruſſiſche Joch auf meinem Vaterlande laſtet, die Farbe der Trauer nicht abzulegen. Die Zukunft wird lehren, wer ſeinem Schwure treuer nachkommen wird, ich, die Patriotin, oder er, der König!“

Noch eine Viertelſtunde lang nach dieſer herausfordernden, mehr als freimüthigen Aeußerung verweilte die Gräfin in der erſchreckten Geſellſchaft, deren Mehrzahl zu Rußlands Banner hielt, dann verließ ſie mit ihrem Gemal den Salon und die Stadt.

Seit damals ſah ſie Warſchau nicht wieder, ſeit damals erblickte man ſie nie anders als ſchwarz gekleidet.

Jeder Weichlichkeit fremd, kräftiger als Frauen ihres Standes in der Regel zu ſeyn pflegen, treffen wir ſie ſchon am frühen Morgen trotz der Mühen des vergangenen Tages mit ihren Plänen und Unternehmungen beſchäftigt.

Daß ſie von dem ruſſiſchen Geſandten, dem eigentlichen Machthaber in Polen, verfolgt wurde, finden wir der Stellung gemäß, die ſie in Folge des oben erzählten Auftrittes

einnahm. Was aber führte ſie nach Kaminietz? was veranlaßte ſie, auch hier ſich zu verbergen?

Die Antworten auf dieſe Frage ſollen bald erfolgen.

Nach einer geraumen Weile tiefen Sinnens erhob ſich die Dame von ihrem Sitz, machte einige Gänge durch die kleine Stube und rief dann ihrem Diener.

Michael trat ein.

Die Gräfin, indem ſie ſich ihm zukehrte, begann:

»Die Gefahr, der ich geſtern im Walde entrann, gibt mir die Gewißheit, daß meine Feinde mit heimlich gelegten Fallſtricken ſich nicht mehr begnügen, ſondern mir bereits mit offener Gewalt nachſtellen. Man hat Schergen gedungen, ſich meiner Perſon im Walde zu bemächtigen, und es koſtete mich große Anſtrengung, einer ruſſiſchen Gefangenſchaft zu entkommen; dieſer Fall mahnt mich, die Vorſicht zu verdoppeln; ich bin nun überzeugt, daß meine Feinde von meinen Reiſen im Voraus unterrichtet ſind, und wer weiß ob nicht auch von den Plänen? Das Geheimniß der Perſon muß nun, ſobald ich außerhalb meiner Beſitzungen weile, um ſo dringender bewahrt werden. Ich frage Dich daher, ob Du unſeren Aufenthalt in dieſem Hauſe auch jetzt noch für räthlich hältſt?«

»Ich kenne den Vermiether der Wohnung nicht näher,« antwortete der Diener. »Was ich Ihnen, gnädige Frau, geſtern über ihn meldete, ſind Angaben, die man mir auf meine Erkundigungen hin machte, für die ich jedoch nicht einſtehen kann. Eines indeſſen habe ich bereits beſtätiget gefunden, die Annahme nemlich, daß die Familie in großer Armuth lebt, ein Umſtand, der den Hebräer wahrſcheinlich um ſo zugänglicher macht.«

»Ich will mit ihm ſelbſt ſprechen,« erwiederte die Dame,

»geh' hinüber und sag' ihm, ich lasse ihn ersuchen ein wenig zu mir zu kommen.«

Michael entfernte sich — wenige Minuten später trat Frank in die Stube.

Er trug die nemliche ärmliche Kleidung wie gestern, die Gräfin blickte ihn prüfend an und gewahrte manchen Zug, der auf das Innere des Mannes schließen ließ, den sie gestern wegen der Ferne nicht genau betrachten konnte.

Sein volles, merkwürdiger Weise bartloses Gesicht war gut gefärbt, keine Furche durchzog die Wangen; dies zeugte von einem bisher stürmelosen, ruhigen Leben; seine glückliche Lippenbildung gab ihm das Ansehen fortwährender Freundlichkeit; wer dieser jedoch glaubte, trog sich; das schwarze, ausdrucksvolle Auge mit den ungewöhnlich starken Brauen verrieth die dräuenden Wetterhöhlen, wie sie einem damaligen Aberglauben zu Folge in verschiedenen Gegenden anzutreffen waren, und wo die Hexen die Gewitter zu brauen pflegten.

Darüber hinweg stand wie ein Gletscher eine hohe, marmorglatte Stirn, ihre Bildung war so ausdrucksvoll, daß man ohne Mühe erkannte, wie das ganze bisherige Leben dieses Mannes sich unter diesem Stirnbein concentrirt habe.

Eine Minute lang fixirte die Gräfin den Juden, dann sagte sie freundlich:

»Setzt Euch, ich bin genöthigt, eure Zeit etwas länger in Anspruch zu nehmen.«

Frank ließ sich der Dame gegenüber nieder.

»Euer Name,« begann die Gräfin die Unterhaltung, »ist Jacob Frank?«

»Mein Name,« verbesserte der Jude, »ist Jacob Drobuschki; *als ich in früheren* Jahren in der Krim und in an-

deren angrenzenden türkiſchen Ländern meinem Erwerbe nachging, gaben mir die Türken, nach ihrer Sitte, jeden Europäer, gleichviel ob Jude oder Chriſt, einen »Franken« zu nennen, den Namen Frank, er blieb mir, und mein wirklicher Name gerieth darüber beinahe in Vergeſſenheit.«

»Ihr ſeyd ein Pole?«

»So iſt es, gnädige Frau!«

»Mein Diener hatte den Auftrag, für mich in dieſer Stadt eine Wohnung zu miethen, wo ich einige Tage ungekannt bleiben kann, ich verbot ihm, meinen Namen zu nennen.«

»Ihr Diener iſt Ihrem Befehle pünktlich nachgekommen,« ſagte der Jude, »um Sie jedoch nicht zu täuſchen, gnädige Frau, muß ich geſtehen, daß Sie mir trotzdem ſehr wohl bekannt ſind.«

»Wie, Ihr kennt mich? Wo habt Ihr mich geſehen?«

»Erlauben Sie mir Ihnen ſtatt der Beantwortung dieſer Frage eine Geſchichte zu erzählen. Ein angeſehener Woiwod unſeres Landes hielt ſeinen Kindern einen Erzieher, der ſie unter anderen Gegenſtänden auch in der Geſchichte unterweiſen mußte. Als man bei dem Leben und den Thaten des Schwedenkönigs Carl XII. angelangt war, gerieth eines der Edelfräulein, ſie war damals erſt zehn Jahre alt, bei dem trotzigen, eigenſinnigen und halsſtarrigen Charakter des abenteuerlichen Königs in eine ſo ſtarke Exaltation, daß ſie in die Worte ausbrach: »Das iſt mein Mann, ſo wie der war, will auch ich werden!«

»Der Erzieher, ein ſehr ſanfter Abbé, lächelte ob ſolcher kindiſchen Rede und erwiederte: Zu einem Charakter, wie Carl XII. ihn beſaß, gehört als Grundlage vor Allem ein eiſerner Wille.

»Und denken Sie, daß ich den nicht besitze?« fragte das Edelfräulein trotzig.

»Den Willen, antwortete der Abbé gutmüthig, dürften Sie wohl haben, allein die zweite Bedingung, die Kraft ihn zu behaupten, fehlt Ihnen.

»Meinen Sie, Herr Abbé, rief das Fräulein noch mehr gereizt, ich bin heute wohl zu klein, um zu handeln wie einst König Carl, aber ich bin groß genug, um zu dulden und zu entbehren wie er. Ich beschließe, von diesem Augenblicke an durch drei Tage weder Speise noch Trank zu mir zu nehmen; mein Beschluß ist unabänderlich und Sie sollen sehen, daß ich auch die Kraft besitze, ihn auszuführen.

»Trotz Zureden, Bitten und Drohungen des Erziehers und der Eltern blieb das Fräulein ihrem Vorsatze getreu, aß und trank durch drei Tage nichts; und zum Beweise, daß sie nicht nur die Energie des Willens, sondern auch die Kraft besaß, ihren Vorsatz auszuführen, genieße ich die Ehre, das damalige kleine Fräulein heute als Gräfin Kassakowska vor mir zu sehen.«

Die Dame lächelte und sagte: »Wie ich höre, kennt Ihr mich wirklich; um so besser,« setzte sie rasch ernst geworden und fast drohend hinzu. »dann wißt Ihr auch was Euch bevorsteht, wenn Ihr mein Vertrauen mißbraucht, oder Euch meinen Plänen feindlich entgegenstellt.«

»Das Vertrauen einer Dame mißbrauchen,« antwortete Frank, »wäre unmännlich; Ihre Pläne, warum sollte ich ihnen feindlich entgegen seyn? Ich bin ein Jude und weiß recht wohl, daß das Korn, wenn es sich zwischen zwei Mahlsteine wagt, zerrieben wird, und darnach trage ich keine Gelüste. Ich werde mich in Ihre Angelegenheiten nicht mengen, denn ich besitze zu viel Selbstbewußtseyn, um mich von der einen

oder der anderen Seite als Werkzeug gebrauchen zu laſſen. Was in unſerem unglücklichen Lande vorgeht, ſehen wir alle, und wer es nicht ſieht, der fühlt es.«

»Ihr ſeyd mit dem Zuſtande der Dinge unzufrieden?« fiel ihm die Dame lebhaft in die Rede.

»Ich bin nicht unzufrieden,« verſetzte Frank, »aber er gefällt mir nicht. Es gibt im Leben Zuſtände, die man, wenn ſie da ſind, erträgt, die man jedoch, wenn es in unſerer Macht läge, um keinen Preis herbeigeführt hätte.«

»Fühlt Ihr nicht den Drang in Euch, das moskowitiſche Joch, das auf uns Allen laſtet, abzuſchütteln?«

»Nein, gnädige Frau, ich fühl' ihn nicht! Gewiſſe Kaſten mögen wohl den Druck des ruſſiſchen Einfluſſes unangenehm empfinden, ich fühle vor der Hand nur die Laſt der polniſchen Edelherren.«

»Ihr ſeyd doch nicht ſo thöricht, von den Feinden unſeres Landes ein beſſeres Loos zu erwarten?«

»Bewahre, gnädige Frau, ſo thöricht bin ich nicht. Mir iſt das Geſchichtchen gar wohl bekannt von dem Edelhofe, um deſſen Beſitz ſich zwei Herren ſtritten. Ochs und Schaf, die auf der Wieſe weideten, hörten den Streit mit an und erſterer ſprach: Hörſt Du, mein Freund, wie man um deinen Stall ſich zankt? Wem von Beiden wünſcheſt Du, daß er Recht behalte? — Mir iſt's gleich, antwortete das Lamm, ob dieſer mein Herr bleibt, oder jener mein Herr wird, ſcheeren wird mich der Eine wie der Andere. Ich wiederhole demnach, gnädige Frau, Ihre Plane kümmern mich nicht, Ihr Geheimniß will ich gewiſſenhaft bewahren; doch muß ich Ihr Augenmerk auf einen wichtigen Punkt lenken. Ich zähl' im Orte der Feinde viele, die keine Gelegenheit verabſäumen,

mir, wo es in ihrer Macht liegt, Verlegenheiten zu bereiten. Meine Hütte iſt fortwährend beobachtet und die Anweſenheit einer fremden Frau darin würde den Spähern kaum entgehen. Haben Sie Urſache einer beſondern Vorſicht ſich zu befleißen, ſo genügt die Verborgenheit allein nicht, ſondern es wird auch nothwendig ſeyn, daß Sie eine Maske wählen, um dahinter Ihren Rang und Ihre Stellung zu verbergen. Für die Verſchwiegenheit meiner Leute bürge ich, für den Verrath von außen her vermag ich nicht einzuſtehen.«

Die Gräfin erwog eine geraume Weile die Einwendung des Hebräers, dann erwiederte ſie:

»Ich danke Euch für den guten Rath und weiſe ihn nicht zurück; darum laßt weiter hören, was iſt eure Meinung, unter welcher Maske würde ich bei Euch mich wohl am geborgenſten befinden?«

»Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, Ihnen dieſe Antwort erſt nach meiner Rückkehr zu beantworten, ſie erfordert Erwägung und Ueberlegung, dazu aber fehlt mir in dieſem Augenblicke die Zeit; eine Vorladung unſeres Rabbi befiehlt mir, ſogleich bei ihm zu erſcheinen, und ich mag die beſtimmte Friſt nicht verſtreichen laſſen, damit es nicht den Anſchein gewinne, als ob Furcht oder böſes Bewußtſeyn mich zögern machten.«

»Gut, ich will eure Heimkehr abwarten, ohne die Stube zu verlaſſen,« verſetzte die Dame; »ſorgt, daß ich ungeſtört und mein Diener von neugierigen Fragern verſchont bleibe.«

Frank ſchickte ſich bereits zum Fortgehen an, als die Gräfin ihn noch einmal anſprach.

»Ich hoffe,« ſagte ſie mit einem Anflug von Mißtrauen, »daß ich mich nicht in dem Hauſe eines Verräthers befinde.

So wie ich, habt auch Ihr ein Geheimniß zu hüten, und ich,« ſetzte ſie mit ſcharfer Betonung hinzu, »kenne euer Geheimniß! Ihr ſeyd wohl ein Meiſter der Bibel und wißt von der Stelle, die da lautet: Aug für Aug, Zahn für Zahn.«

Darauf erwiederte der Jude:

»Ihr Geheimniß, Frau Gräfin, iſt geborgen und wird es auch bleiben; das meinige aber, eine Ahnung ſagt es mir, hat bereits ſeinen Verräther gefunden. Schon vernehme ich das Grollen des Sturmes aus der Ferne, nur noch eine kurze Weile und das Wetter wird über mein Haupt heraufgebrochen ſeyn. Trotzdem zag' ich nicht; die Hand des Herrn iſt nicht zu kurz, daß ſie nicht helfen könne, ſeine Ohren ſind nicht dicke geworden, daß er nicht höre; aber meiner Feinde Untugenden ſcheiden ſie und Gott von einander, Sünden bedecken ihre Geſichter und darum hört der Ewige ſie nicht!«

Mit dem letzten Worte, das er ſprach, verbeugte er ſich mit einem Anſtande, den das Selbſtbewußtſeyn eines ſtarken Mannes durchleuchtete, dann begab er ſich hinweg.

Gräfin Kaſſakowska blickte ihm ſinnend nach.

III.

In welchem die Frage: „Wer war Sabbathai Zewi?“ beantwortet wird.

Wir haben kaum die Schwelle unſerer Erzählung überſchritten und ſehen uns ſchon im Schuldbuche der Leſer belaſtet.

Wir ſtellten uns die Aufgabe, Ihnen ein Gebäude zu zeigen, kein Luftſchloß, das die Phantaſie geſchaffen, ſondern einen hiſtoriſchen Bau, wie er vor kaum hundert Jahren in Wirklichkeit beſtanden hat; wir begannen darin die Wanderung vom Erdgeſchoſſe aus, verſäumten jedoch, Sie zur Grundfeſte zu leiten, auf welcher das ganze Gebäude fußt; dieſe Unterlaſſungsſünde muß ſchnell geſühnt werden. Indem wir das Verſäumte nachholen, wird der Leſer den ganzen Bau von Grund aus kennen lernen, der Grund dieſes Erzählungsbaues aber iſt Sabbathai Zewi.

Wer war nun jener Sabbathai Zewi, der den ungeheuren Schatz in den unterirdiſchen Gewölben der kleinen türkiſchen Feſte zurückließ, den Rabbi Hajun und ſein Schüler Luzzato ihren Meſſias nannten, deſſen letzter Wille die uns bekannte ſonderbare Verfügung über die Eigenſchaften ſeines künftigen Erben traf?

Die Frage ſoll ſogleich beantwortet werden, und wir

leiten zu dieſem Behufe den Leſer in die Geſellſchaft zweier Frauen.

Sie ſind Jüdinnen, die eine, eine greiſe Matrone, iſt Frau Mirjam, Witwe des vor Jahren verſtorbenen Gerſon Tomerein, die andere, Thamar, erſt zwanzig Jahre alt, iſt die zweite Gattin des Nathan Tomerein, des einzigen Sohnes der alten.

Gerſon Tomerein fungirte einſt als Raſch Hakahal (Gemeindevorſtand) in der Kaminietzer Judenſchaft, ſeinen Sohn Nathan zierte noch jetzt die Würde eines Dajan im Beth-Din, das iſt, eines Mitrichters im geiſtlichen Gerichte der dortigen Gemeinde.

Beide Frauen befinden ſich zur Abendzeit in der großen Stube in der Wohnung des Dajan.

Die Matrone, eine kleine hagere Geſtalt, gekrümmt und zuſammengeſchrumpft, lehnt geſenkten Hauptes in einer Polſterbank, hat die Füße auf einen Schämel geſtützt und läßt die Hände wie ermüdet oder kraftlos im Schooße ruhen.

Ihr Antlitz iſt faſt ganz hinter einem grünen Augenſchirm verborgen, den zu tragen ein mehrjähriges Leiden ſie zwingt.

Die ſchwarze Sammethaube, ſo ihren Scheitel deckt, ein dunkles Wollentuch, das ihren Leib umhüllt, verleihen der ſchier bewegungsloſen Geſtalt ein ſtarres, düſteres Anſehen.

Unweit von ihr ſitzt ihre Schnur, die Gattin ihres Sohnes.

Thamar iſt groß und ſchlank, ihr Körper, von ausnehmender Zartheit und Biegſamkeit, würde, daß ſie bereits vermält, ſicher nicht verrathen, wenn nicht das Haupt mit einer Haube bedeckt wäre, worunter ein ſchwarzſammtenes Stirnband ſichtbar iſt.

Aber ſelbſt dieſer häßliche, verunzierende Kopfputz vermag nicht alle Reize des bleichen, gramerfüllten Geſichtchens zu bedecken, deſſen ſchwarze Augen in einem feuchten Glanze ſchwimmen, während dunkle, ſchöngeformte Brauen und Wimpern ſie melancholiſch beſchatten.

Ueber der ganzen Erſcheinung der jungen Frau lagert ein Schleier von Schwermuth, der ihre Jugend verdüſtert und die Freuden ihres Lebens verſcheucht.

Bei unſerem Eintritte in die Stube hat Nathans Gattin den Kopf in die hohle Hand geſtützt und iſt in Gedanken verſunken.

»Thamar!« ertönt es auf einmal von den Lippen der Schwiegermutter, »biſt Du anweſend?«

»Ich ſitze am Tiſche,« lautete die Antwort.

»Arbeiteſt Du?«

»Ich kann nicht arbeiten, Mutter, ich bin leidend.«

»Schon wieder! Seit den paar Jahren, wo Du meines Sohnes Gattin, biſt Du mehr krank als geſund.«

»Kann ich mit dem Willen Gottes rechten?«

»Es gibt Menſchen, die in Wahrheit nicht krank ſind, jedoch in der Einbildung leben, es zu ſeyn.«

Bei dieſem Vorwurfe wendete die junge Frau ihr Auge der Matrone zu, der Blick verdüſterte ſich, und man merkte, daß ſie im Begriffe ſtand, ein hartes Wort zu ſprechen, doch hielt ſie an ſich, nur ein leiſer Seufzer ſäuſelte über die matt gefärbten Lippen.

Dies kurze Zwiegeſpräch war von beiden Seiten mit einer Monotonie und Kälte geführt, welche von einer zwiſchen den Frauen obwaltenden Diſſonanz unwiderlegbares Zeugniß gab.

Die Matrone, da ſie eine Antwort vergebens erwartete, ergriff wieder die Rede und ſagte ganz in der früheren Weiſe:

»Wie es mir ſcheint, leideſt Du in unſerem Hauſe Langeweile; dein Mann bietet Dir zu viel Bequemlichkeit, er will nicht, daß Du ſchaffeſt und arbeiteſt, ſondern bezahlt Mägde und Diener, und das finde ich thöricht von ihm; wenn Du arbeiten müßteſt, wie es einer Hausfrau geziemt, es würde kein Gedanke an ein eingebildetes Unwohlſeyn Dich beläſtigen. Ich will, bis dein Mann nach Hauſe kommt, Dir einen Zeitvertreib verſchaffen, hol dort aus dem Bücherſchranke das kleine Büchlein her mit dem Einband von rothem Leder und lies mir daraus vor.«

»Ihr thut mir Unrecht, Mutter,« erwiederte die junge Frau ſchmerzhaft, »ich bin weder träge noch quält mich Langeweile.«

»Keine Einrede,« fiel ihr die Schwieger ſtreng in's Wort. »Hol mir das Buch her, und lies mir daraus vor, wär's auch nur, um mich zu zerſtreuen.«

Ein Zug tiefen Schmerzes überflog Thamars Antlitz, doch gehorchte ſie.

Als ſie mit dem Buche in der Hand ihren Sitz wieder einnahm, fragte die lauſchende Alte:

»Haſt Du auch das rechte Buch gebracht, Thamar?«

Die junge Frau ſchlug ſtatt der Antwort den Deckel um, und las auf dem erſten Blatte den Titel: »Ben Kuſiba.«

»Der Sohn der Lüge,« überſetzte die Matrone, »ganz recht, das iſt's; nun lies, doch übergeh' den Anfang des Buches, ich will blos die Geſchichte des Lügenſohnes hören, und dieſe beginnt, wenn ich mich recht entſinne, erſt auf der zehnten Seite.«

Die junge Frau wendete mechaniſch die Blätter um, und als ſie die angegebene Seitenzahl erreichte, begann ſie zu leſen:

»Um dieſelbe Zeit wohnte zu Smyrna ein Mann, der einen Kleinhandel mit Federvieh trieb und ſich kümmerlich nährte; dieſer Mann, aus Morea gebürtig, hieß Mardechai Zewy und zeugte mit ſeinem Weibe drei Söhne: Joſef, Eliah und Sabbathai.

»Sabbathai, der jüngſte, kam im Jahre 5385 (1625) zur Welt, offenbarte bereits in ſeiner früheſten Jugend einen ſehr feinen Kopf und verſprach zu werden ein gelehrter Mann in Iſrael.

»Er ward es auch; ſchon als Knabe konnte er die Thora Wort für Wort auswendig und wie er zum Talmud kam, da wurde er bald ein ſo gewaltiger Bal Dower (Mann des Wortes), daß er in ſeinem fünfzehnten Jahre keines Lehrers mehr bedurfte und bis zu ſeinem achtzehnten in einer Stube des Vaterhauſes eingeſchloſſen blieb, von wo er als Meiſter der Kabbalah (Geheimlehre) hervorging.

»Darob ergriff Staunen und Bewunderung die Smyrnaer Gelehrten und ſie verliehen dem Jünglinge den Namen Chacham, welcher Titel bei den wälſchen, portugieſiſchen und levantiſchen Juden eben ſo viel bedeutet wie bei den deutſchen und polniſchen der eines Rabbi.

»Und wie dieſes Licht der Kabbalah in der Smyrnaer Gemeinde aufging, ſammelte ſich was gelehrt und angeſehen war, Mann und Jüngling, um den jungen Chacham, um von ſeinen Lippen das heilige Wort zu vernehmen, welches ſie einweihen ſollte in die Tiefen der göttlichen Lehre.

»Und Sabbathai lehrte in einer Halle, wo ſeine Schüler mit dem Talit (Gebetſchleier) und den Tefilin (Gebetriemen) angethan, in tiefer Andacht vor ihm ſaßen, dann wieder ging er hinaus zum Meere und badete mit ihnen, oft auch führte er ſie in's Feld unter Gottes freien Himmel und unterrichtete ohne auf

den Spott des türkiſchen Pöbels zu achten, vom Morgen bis zum Abend in Allem, was ſie vor ſich ſahen und was er die Natur nannte.«

»Als der junge Chacham zwanzig Jahre alt wurde, nahm er die Tochter eines reichen Mannes zum Weibe, die jung und herrlich war; aber ihre Schönheit lockte ihn nicht, ihre Jugend reizte ihn nicht, und er enthielt ſich ſeiner Ehefrau; der Schwiegervater verklagte ihn darob beim Rabbinalgericht und Sabbathai ſchrieb ſeinem Weibe den Scheidebrief.

»Darauf vermälte er ſich zum andern Male, doch da er ſeine zweite Frau wie die erſte behandelte, mußte er auch dieſe Ehe durch Scheidung löſen.

»Nun kamen ſeine Schüler und Freunde und forſchten nach dem Grunde dieſes Benehmens, er aber erwiederte ihnen: »Keine dieſer Gattinnen war mir vom Himmel beſtimmt, das hat mir der Ruach hakodeſch (der heilige Geiſt) verkündet.«

»So ſprach Sabbathai und das war ſeine erſte Lüge, denn es iſt offenbar, daß er nur deshalb ſo ausnehmend ſchöne Jungfrauen zur Ehe gewählt, um die Kraft der Begierden zu brechen und ſeine Enthaltſamkeit auf die härteſte Probe zu ſtellen: er ahmte darin jenem griechiſchen Weiſen nach, der die zankſüchtige Xantippe zum Weibe nahm, um ſich in der Tugend der Geduld zu üben.

»Von dieſer Zeit an faſtete der Chacham oft von einem Ausgange des Sabbaths bis zum Eingange des anderen, das iſt ſechs Tage und ſechs Nächte, ununterbrochen fort, kaſteiete ſeinen Leib wie ein Büßender, begab ſich um geheimnißvolle Mitternacht zum Meere, wo er in deſſen Fiut verſchwand, und wenn er unter ſeinen Schülern erſchien, kam es ihnen

vor, als ſey er ſchöner und herrlicher denn je, denn ſein Antlitz gab einen blendenden Glanz von ſich und wunderſame Wohlgerüche entdufteten ſeinem Leibe.

»Ein Arzt, der ein Hausfreund ſeines Vaters war, ſtellte ihn einſt darob zur Rede und meinte, es zieme einem frommen, gottesfürchtigen Manne ſchlecht, ſeinen Körper wie ein eitel Weltkind zu ſalben, worauf Sabbathai ſich entkleidete und ihn überzeugte, daß der Wohlgeruch weder von einer Salbe noch von einer Speecrei herrühre.

»Der Chacham verſicherte ſich des Arztes Schweigen und geſtand ihm dann, wie ihm in einer Nacht die drei Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob erſchienen ſeyen und ihn geſalbt hätten, ſeit welcher Zeit die Wohlgerüche ſeinem Körper entſtrömen.

»Und das war ſeine zweite Lüge, denn ſo gelehrt er auch war, ſo iſt doch anzunehmen, daß er ſo hoher Gnade, wie die von Erſcheinungen, noch nicht würdig war.

»Als er das vierundzwanzigſte Jahr erreichte, offenbarte er ohne Scheu ſeine dritte Lüge, und ſagte, er ſey der Meſſias aus dem Hauſe David und werde die Juden erlöſen vom Joche, ſo ihnen die Moslim und die Chriſten auferlegt.

»Da er bei dieſer Gelegenheit den Gottesnamen ſich auszuſprechen erlaubte, was kein Jude wagen darf, ſo entrüſteten ſich die Smyrnaer Rabbinen darüber und befahlen ihm, ſich ſolchen Ausſchweifungen zu enthalten; er aber ließ ihnen antworten, ihm, als wirklichem Meſſias, ſey dies erlaubt.

»Hierauf verſammelten ſich die Rabbinen, ſprachen ihn eines doppelten Todes ſchuldig, weil er erſtens ſich für den Meſſias ausgab, und zweitens dabei den Namen Jehova ausſprach; weiter erklärten ſie, wer ihn tödten werde, verrichte

ein gottgefällig Werk und es ſolle die nach türkiſchen Geſetzen dafür beſtimmte Geldſtrafe für ihn erlegt werden.

»Nun floh der Lügenſohn nach Saloniki, und von dort, in ähnlicher Weiſe abermals vertrieben, nach Athen, dann nach Alexandrien und endlich nach Jeruſalem.

»Auf ſeiner Reiſe durch die Stadt Gaza traf er einen ſicheren Nathan Benjamin, einen deutſchen Juden, daher Aſchkenaſy genannt, der im Geruche großer Heiligkeit und Gelehrſamkeit ſtand, und der ſchon einige Zeit vorher die baldige Ankunft des Meſſias verkündet hatte. Dieſer erſah ihn kaum, ſo rief er im Angeſichte einer großen Volksmenge aus: »Das iſt der Heiland Israels, das der Geſandte des Gott Jakobs, außer ihm iſt Keiner, uud der iſt's, vnn dem alle Propheten geweiſſagt haben.

»Der Lügenſohn trieb nun in der heiligen Stadt ſein freches Spiel fort.

»Nathan Benjamin fiel in religiöſe Verzuckungen, und ſprach von Offenbarungen und Erſcheinungen, als wäre er ein Prophet.

»Er behauptete, Sabbathai ſey der Meſſias; er verkündete, wie ihm der heilige Geiſt befohlen habe, die vier Faſt- und Trauertage wegen der Zerſtörung Jeruſalems abzuſtellen, denn nun ſey dies überflüſſig, da der Erlöſer erſchienen; er erließ auch an alle Judengemeinden des türkiſchen Reiches ein Sendſchreiben, welches alſo lautete:

»Brüder in Israel! Es wird euch hiermit kund gemacht, daß der Meſſias, der in Smyrna geboren iſt, und Sabbathai Zewi heißt, ſein Reich bald offenbaren wird. Er wird dem Sultan die Krone vom Kopfe nehmen und ſolche ſich ſelbſt aufſetzen, und der Sultan wird ihm folgen, wie ein Sclave ſeinem Herrn. Dann wird er unſichtbar werden, über den

Bach Sambation *) gehen, daſelbſt eine Tochter Moſis, Namens Rebekka, heirathen, und nachdem ſich daſelbſt die zehn Stämme an ihn angeſchloſſen haben werden, wird er auf einem Drachen reitend, deſſen Zügel aus einer ſiebenköpfigen Schlange beſtehend, von Moſis begleitet, in Jeruſalem einziehen. Auf dieſer Reiſe wird ihn Gog und Magog**) mit einem unzählbaren Heere überfallen, der Meſſias aber wird ſich nicht mit Schwert und Bogen vertheidigen, ſondern der Hauch ſeines Mundes wird die Feinde zu Boden ſtürzen, und ſein bloßes Wort wird ſie vollends aufreiben. Nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem wird Gott den im Himmel aus Gold und Edelſteinen erbauten Tempel zur Erde herablaſſen, worin der Meſſias als Hoherprieſter opfern wird. Ich beeile mich, dieſes Alles euch bekannt zu machen. Nathan Benjamin Aſchkenaſy.«

»Dreizehn Jahre lang lebte und lehrte Sabbathai in Jeruſalem, als er plötzlich ſeinen Schülern eröffnete, er müſſe eine Reiſe nach Egypten antreten, wo er die ihm vom Himmel beſtimmte Gattin antreffen werde.

»Dieſes Mädchen, die Tochter eines polniſchen Rabbi, wurde bei einem Einfalle der Moskowiter geraubt und in ein Kloſter gethan, woraus ſie, wie ſie behauptete, durch eine Erſcheinung, die ſich für den Geiſt ihres Vaters ausgab, befreiet wurde. Dieſe machte ihr auch zu wiſſen, daß ſie eine Jüdin und verkündete ihr, daß ſie beſtimmt ſey, die Gattin des Meſſias zu werden!

*) Dieſer Fluß gehört zu den fabelhaften Dingen der Juden. Er ſoll ſechs Tage in der Woche Steine auswerfen und am Sabbath ruhen. Es iſt noch nicht ermittelt, welcher Fluß Aſiens oder Afrikas dieſer Mythe zu Grunde liegt.

**) Gog, Fürſt im Lande Magog (Heſekiel, Capitel 38, Vers 2); über dieſes Land ſind die Meinungen der Schrifterklärer höchſt verſchieden, daher auch ſchwer darüber zu entſcheiden.

»An ihren Bruder Samuel, der in Amſterdam wohnte, gewieſen, unternahm ſie dieſe Reiſe blos, um von ihm nach Egypten gebracht zu werden, wo ſie die Gattin Sabbathai's wurde und mit ihm nach Jeruſalem zog.

»Der Lügenſohn nahm eine Lügentochter zum Weibe.

»Abermals verfloſſen drei Jahre, als Sabbathai in der Synagoge zu Jeruſalem erſchien und öffentlich von ſeiner göttlichen Sendung als Meſſias und von ſeiner heiligen Beſtimmung als Erlöſer Israels predigte.

»Der Oberrabbi Chananiah ben Jakir und vierundzwanzig andere Rabbinen legten ihn in Bann und verurtheilten ihn zum Tode. Er aber floh nach ſeiner Vaterſtadt Smyrna und wie er dort erſchien, erfaßte ein unerklärbarer Taumel die Köpfe der von ſeinen Brüdern getäuſchten Smyrnaer eine große Menge Volkes ſtrömte ihm »Halleluja« ſingend entgegen, warf ſich vor ihm zerknirſcht auf den Boden, küßte ihm den Staub von den Füßen, und empfing ihn mit königlichen Ehren.

»Weh dem, der es gewagt hätte, das Meſſiasthum Sabbathai's laut zu bezweifeln, das Volk hätte ihn geſteinigt.

»Ein reicher Mann, Namens Pechina, wurde wegen eines leiſen Tadels bis in die Synagoge verfolgt und hätte ſelbſt dort den Tod gefunden, wäre er nicht durch ſchleunige Flucht den Fanatikern entkommen.

»Sabbathai lebte nun in königlicher Pracht, ließ, wenn er ausging, eine Fahne vor ſich her tragen, auf welcher geſchrieben ſtand: »Die Rechte Jehovah's iſt erhaben!« und erſchien nie öffentlich, ohne daß Hunderte ſeiner Anhänger ihn umjauchzten und ihm zu Ehren Lieder ſangen. Letzteres geſchah am Abend und währte bis gegen Mitternacht, wobei die Begeiſterung ſo um ſich griff, daß ſogar die türkiſchen

Wächter vor ihm niederfielen und ihm hohe Ehrfurcht bewieſen.

»Und immer weiter drang ſein Ruf, immer mehr befeſtigte ſich der Glaube an die Erlöſung; auch in Deutſchland, Holland und Italien begann der Taumel die Köpfe und Herzen zu erfaſſen.

»Nun erſchienen aus den Ländern nah und fern Abgeordnete, um den Stern Jacobs zu begrüßen, und reiche Geſchenke zu ſeinen Füßen niederzulegen und dieſer Geſandtſchaften waren ſo viele, daß, obwohl der Gefeierte täglich vierzig bis fünfzig empfing, manche doch oft wochenlang harren mußten, bis die Reihe, vor ihm erſcheinen zu können, ſie traf.

»Sabbathai nannte ſich nicht nur einen Auserwählten des Herrn, ſondern fing auch an über das künftige Reich zu verfügen, er ernannte ſeinen Bruder Elias zum Könige über Juda, und ſeinen Bruder Joſeph zum Könige über Israel. Sein Bildniß, mit Kronen geſchmückt, wurde zu Tauſenden verkauft, ihm zu Ehren ſang man in den Synagogen Pſalmen und verrichtete für ihn, als den Geſalbten des Herrn, eigene Gebete.

»Um dieſelbe Zeit erhoben ſich in Samaria, Teſſalonik, Conſtantinopel und an vielen anderen Orten Propheten und Prophetinnen in Menge. Weiber, Jünglinge, Jungfrauen, ja ſelbſt Kinder wurden von Verzückungen ergriffen, ſanken in den Straßen in Convulſionen zu Boden, und verkündeten in Sprachen, die ſie vordem nie geredet, längſtvergangene und zukünftige Dinge und alle dieſe Propheten riefen es aus, daß Sabbathai Zewi der wahre Meſſias aus dem Hauſe David ſey, dem Krone und Reich gegeben iſt!

»Die Judenſchaft zu Amſterdam, beſonders der dortige Reſident der Schwedenkönigin Chriſtine, ſchrieben an ihre Ge-

ſchäftsfreunde in der Levante und erkundigten ſich, was von dem Sabbathai zu halten ſey? worauf ſie die kurze Antwort erhielten: »Hu, weloh Acher!« das heißt: »Er iſt's und kein Anderer!« — Darob verbreitete ſich auch in Amſterdam großer Jubel, doch ein Kaufmann, Anatia war ſein Name, erklärte die Geſchichte für ein Märchen, wie er aber Mittags von der Börſe nach Hauſe kam und ſich zu Tiſche ſetzte, fiel er plötzlich vom Stuhl und ſtarb.

»Die Kunde dieſes zufälligen Todes flog von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und verſchaffte dem Lügenſohn noch mehr Anhänger. Banbanaſti, der Vicepräſident des Rabbinentribunals zu Smyrna, früher ein Gegner Sabbathai's, trat nun offen zu ſeiner Partei über, Aaron de la Papa, der Chef desſelben Tribunals wurde ſeines Amtes entſetzt und mußte, am Leben bedroht, flüchtig die Stadt verlaſſen. Rabbi Moſes Servil, bisher der eifrigſte Verfolger des Lügenſohnes, frei von jedem Vorurtheil, ermunterte auf einmal die Leute zur Buße, und ſagte, es geſchehe auf Antrieb des heiligen Geiſtes, da die Erlöſung Israels durch Sabbathai dennoch eine Wahrheit ſey, auch war der plötzlich mit der Chochmath Haparzuf begnadigt, das heißt, mit der Sehergabe, die Sünden vom Antlitze herabzuleſen. *) — In Perſien verließen die Juden ihre Geſchäfte und Gewerbe und befaßten ſich blos mit Gebeten und Abbüßungen ihrer Sünden, um der Erlöſung durch den Meſſias würdig zu ſeyn. Auf die Ermahnungen des Schah, wenn ſie nicht arbeiteten, würden ſie auch ihren Tribut nicht zahlen können, antworteten ſie, die Zeit des Tributzahlens ſey vorüber, ihr Erlöſer werde kommen!

*) Vermuthlich eine Art Phyſiognomik (Metopoſcopia), ein Seitenſtück zur Chiromantie, die Kunſt, aus den Liniamenten der Hand zu leſen.

damit man ſie aber in ihrer Andacht nicht ſtöre, verpflichteten ſie ſich, wenn der Meſſias binnen drei Monaten nicht käme, zum Zahlen einer Strafſumme von zweihundert Tomans. *)

»Die Bewegung unter den Juden, beſonders im türkiſchen Reiche, konnte der Aufmerkſamkeit des Diwans nicht entgehen. Sabbathai, von ſeinen Anhängern gedrängt, um einer Unterſuchung zuvorzukommen, beſchloß ſich ſelbſt dem Sultan vorzuſtellen und ſchiffte ſich nebſt ſeinen Brüdern und einem großen Staate im Winter 5426 (1666) nach Conſtantinopel ein, wo er nach einer fünfwöchentlichen ſtürmiſchen Meeresfahrt anlangte.

»Muhamed IV. befahl von Adrianopel aus, wo er ſich eben aufhielt, den angeblichen Meſſias zu verhaften und ſtreng zu bewachen. Der Großvezier Ahmed Köprili ſandte einen Aga mit fünfzig Janitſcharen in Sabbathai's Wohnung, doch kaum hatte ihn jener erblickt, ſo kniete er, von der Hoheit ſeiner Erſcheinung bewältiget, vor ihm nieder und erklärte ſich unfähig, Hand an ihn zu legen. Da es einem zweiten Aga mit zweihundert Janitſcharen nicht anders erging, ſo erklärte Sabbathai, die Verhaftung ſey überflüſſig, er werde ſelbſt zum Großvezier kommen. Sein Bruder Joſeph begleitete ihn dahin, und nach einer langen Unterredung mit Köprili ka er als Staatsgefangener nach Ceſto, einem der Dardanellenſchlöſſer, wo ihm eine prachtvolle Wohnung angewieſen wurde und wo er nach Belieben Beſuche empfangen durfte.

»Dieſe ausgezeichnete Behandlung ſteigerte ſeinen Ruhm noch mehr, er empfing die Thora in der Hand wie vordem Geſandtſchaften und vornehme Glaubensgenoſſen aus aller Herren Reiche, verordnete von da aus mehre Ceremonial-

*) Beiläufig 300 Thaler.

änderungen und erließ deshalb Sendschreiben an alle jüdischen Gemeinden. Der Andrang von Fremden war so groß, daß in der Stadt bald die Lebensmittel mangelten und eine Theuerung entstand.

»Um diese Zeit traf ein Rabbi, ein großer Kabbalist aus Polen ein, der gekommen war, Sabbathai zu entlarven; nach einem fruchtlosen zweitägigem Gelehrtenkampfe, schalt ihn der Pole einen Betrieger, worauf Sabbathai ihm mit dem Tode drohte. Der Rabbi, von den Anhängern des Messias verfolgt, stürzte fort, und da er keine Rettung vor sich sah, schleuderte er seine Polenmütze von sich, riß einem Türken den Turban vom Kopfe, setzte ihn auf und rief, er wolle ein Muselmann werden! Das rettete ihn. Hierauf wurde er nach Adrianopel zum Sultan gebracht und entdeckte diesem den Betrug des Lügensohnes, worauf man Sabbathai nach Adrianopel abführte. Solches geschah am 16. Tage des Monates Ellul im Jahre 5426.

»Der Sultan stellte Sabbathai in Gegenwart des Kaimakampascha, des Mufti und des Scheichs Wani zur Rede.

»Ich will mich von deiner göttlichen Sendung überzeugen,« sagte Muhameb, »man wird Dich entkleiden, drei vergiftete Pfeile auf dein Herz abschießen und wenn Du unversehrt bleibst, so will ich Dich selbst als Messias anerkennen. Glaubst Du aber dieser Probe Dich nicht unterwerfen zu können, dann steht es Dir frei entweder zum Islam überzutreten oder gespießt zu werden.«

»Der Lügensohn, der sich nun entlarvt sah, nahm einem Pagen den Turban vom Kopfe und ward Muselmann.

»Darüber erfreute sich der Sultan, ließ ihn mit einem Ehrenpelz bekleiden, überhäufte ihn mit Geschenken und Reich-

thümern, gab ihm den Namen Capigi-Paſcha und befahl, daß der Hofdolmetſch ihn in der türkiſchen Sprache und der Mufti im Koran unterrichte. Sabbathai's Gattin, die ebenfalls zum Islam überging, erhielt den Namen Fatima Cadini.

»Wenige Tage nach ſeiner Bekehrung erließ der Abtrünnige folgendes Schreiben an ſeine Anhänger:

»Von mir Mehmed Capigi-Paſcha an meine Brüder in Israel! Ich mache Euch hiermit bekannt, daß Gott mich von einem Israeliten in einen Ismaeliten verwandelt hat. Denn er ſprach und es ward, er befahl und es geſchah. Am neunten Tage nach meiner Erneuerung zu Folge ſeines geheiligten Willens. Von mir, eurem Bruder Mehmed Capigi Paſcha.«

»Der Abfall des Lügenſohnes entfremdete ihm wohl einen Theil ſeines Anhanges, der andere hielt jedoch um ſo feſter zu ihm und in den Augen dieſer war und blieb er der Meſſias. Er bewies ihnen aus dem Talmud, daß der Meſſias vor Beendigung ſeines Erlöſungsgeſchäftes ſich eine zeitlang unter den Ungläubigen aufhalten müſſe, daß mithin ſein Uebertritt mit zu den Kennzeichen des wahren Meſſias gehöre; auch Moſes, bevor er die Juden erlöſte, habe ſich in Aethiopien aufgehalten und der Prophet Jeſaia ſpreche im Capitel 53, Vers 12: »Er (der Meſſias) wird zu den Uebelthätern gezählt werden, die Sünden Vieler tragen und mit Gottloſen zuſammentreffen!« »Mein Uebertritt,« ſagte Sabbathai zu ſeinen Anhängern, »war von Gott vorher beſtimmt, um das Heilige, ſo etwa auch in dieſer Religion liegen mag, an mich zu ziehen, denn merket, was ich Euch ſage, der Erlöſer kann ſich nicht eher einfinden, bis nicht alles Heilige, ſo aus der jüdiſchen Religion in andere Religionen übergegangen, zu ſeinem Urſprunge wieder zurückkehren, was dadurch befördert wird, wenn Viele

ſich zu dieſen Religionen bekennen und das Heilige darin an ſich ziehen.«

»In Folge dieſer Anſchauung traten allſogleich dreihundert ſeiner Anhänger zum Islam über, ſpäter folgten viele Andere, da Sabbathai die Erlaubniß erhielt, in den Synagogen im Sinne ſeiner Lehre zu predigen. *).

»Inzwiſchen ſtarb dem Lügenſohne die Gattin, und er verheirathete ſich zum vierten Male mit der Tochter eines gelehrten Juden, Rabbi Joſeph Philoſophus genannt; die Rabbinen belegten dieſen, weil er ſein Kind einem Türken zum Weibe gab, mit dem Bann, worauf er mit ſammt ſeiner übrigen Familie ebenfalls Türke wurde.

»Die Rabbinen, in der Beſorgniß, Sabbathai's Lehre könne noch weiter umſichgreifen und zum Umſturz des Judenthums führen, denn ſeitdem er Türke war, trieb er ſein Weſen noch ärger denn früher, ſprachen den Bann aus über jeden, der dem Lügenſohne anhängen würde, und klagten zugleich beim Sultan, daß Sabbathai und ſein Anhang weder Juden nach Mohamedaner wären. Um dieſer Klage mehr Gewicht zu verleihen, beſtachen ſie den Großvezier mit einer ungeheuern Summe, worauf der falſche Meſſias feſtgenommen und in eine kleine Veſte unweit Belgrad eingekerkert wurde, wohin er ſeine Reichthümer, die ihm von Juden und

*) Der Franzoſe La Croix, ein Zeitgenoſſe Sabbathai's, dem wir in der Darſtellung dieſes Lebensabriſſes folgen, ſchreibt: »Ich ſelbſt habe oft ſeinen Predigten beigewohnt und ihn mit einem ſolchen Nachdruck reden gehört, daß er nie die Synagoge verließ, ohne daß ein oder mehrere Juden ihre Mützen vom Kopfe warfen und dafür von ihm Turbane annahmen, die er immer auf der Kanzel vorräthig hatte, um dem Islam recht viele Proſelyten zuzuführen.«

Türken zugeſchleppt worden waren, mitnahm und wo er bis zu ſeinem Tode verblieb.

»Es war ein großes Glück, daß der Sultan einſichtsvoll genug war, die Juden in ſeinem Reiche nicht entgelten zu laſſen, was eigentlich Sabbathai allein verſchuldet hatte, der ſie bethörte und aufwiegelte.

»Als der Lügenſohn todt war, wurde ſeine Lehre den Bemühungen der frommen Rabbinen zum Trotz unter den Juden fortgepflanzt und der Irrglaube hat ſich leider Gottes bei Vielen erhalten bis auf den heutigen Tag, doch wollen wir hoffen, daß es dem lieben Gott endlich doch gefallen wird, dieſe Rotte Korah zu vertilgen vom Erdboden hinweg, und ſie verſchlingen zu laſſen, alle auf einmal mit Weib und Kind, damit kein Samenkörnlein übrig bleibe, das Giftkraut fortzupflanzen und daß ganz Jehuda gereinigt bleibe für ewige Zeiten. Amen.«

»Amen!« wiederholte Frau Mirjam Tomerein, als ihre Schnur Thamar das Büchlein »der Lügenſohn« aus der Hand legte.

IV.

Der Leſer erfährt, warum Thamar ihrer Schwiegermutter die Geſchichte vom Lügenſohne vorleſen mußte.

Die junge Frau, als ſie das Buch zu Ende geleſen, ſchöpfte tief Athem wie Jemand, der mit einem peinlichen Geſchäfte zu Ende kommt.

Und in der That die Lectüre mußte bei ihr gar oft einen ſchmerzhaften Eindruck bewirkt haben, denn bei manchen Stellen entfärbte ſich das ohnedem bleiche Geſicht noch mehr, ihre

Hände zitterten, die Augen verfinsterten sich und eine Miene des Unwillens überflog das Antlitz; bei anderen wieder schüttelte sie heftig den Kopf und verneinte mit einer Geberde des Unwillens, was der Autor erzählte, oft auch lächelte sie höhnisch und schmerzhaft zugleich, wie Jemand, dem ein Zeuge vor Gericht eine freche Lüge ins Angesicht behauptet.

Ihre alte Schwiegermutter, deren Augenschirm sie hinderte diese Symptome zu sehen, horchte nur auf den Ton der Vorleserin; diese that sich nun wohl starken Zwang an, damit die Stimme nicht zur Verrätherin ihres Inneren werde, aber es gelang ihr nicht immer, denn so leicht es Frauen oft wird, Männer zu täuschen, so schwer gelingt es ihnen bei ihresgleichen, wo ihnen eben jener feine Instinct ihres Geschlechtes gegenübersteht, der oft das Verborgenste sicherer erfaßt als die Sonde des schärfsten Verstandes.

Der alten Mirjam mochte also, was im Innern ihrer Schnur vorging, keineswegs verborgen bleiben, wie aus dem weiteren Verlaufe der Unterhaltung leicht zu entnehmen.

»Nun, was sagst Du zu dieser Geschichte? Hat sie Dir wohlgefallen?«

Thamar beantwortete die an sie gerichtete Frage nicht, sondern sagte:

»Das Leben Sabbathai's ist mir nicht neu, ich kenne es bereits.«

»Daran zweifle ich nicht,« erwiederte die Schwieger; »es bestehen gar zahlreiche Bücher, so sich mit diesem Nichtswürdigen beschäftigen; Viele darunter sind jedoch von seinen Anhängern geschrieben und wenn man diese liest, möchte man glauben, der Elende sey wirklich der Messias gewesen.«

»Und viele,« entgegnete Thamar mit schneidender Stimme, »*rühren wieder* von seinen Feinden her, und verdienen

eben ſo geringen Glauben wie die anderen; unter die letzteren ſcheint auch der »Sohn der Lüge« zu gehören.

»Du zweifelſt doch nicht an der Wahrheit deſſen, was Du geleſen?«

Thamar beantwortete die mit lauernder Zurückhaltung an ſie gerichtete Frage abermals nicht, ſondern ſagte dem Anſcheine nach gleichgiltig:

»Man muß bei allen Partei- und Streitſchriften mit ſeinem Urtheile nicht vorlaut ſeyn, am wenigſten aber, wo ſich's um einen Mann handelt wie Sabbathai Zewi, dem ſich gar fromme und gelehrte Männer ſeiner Zeit anſchloſſen.«

»Du erklärſt Dich alſo für keine Gegnerin Sabbathai's?« frug die Alte, den lauernden Ton beibehaltend.

»Ich denke, ſchwache Frauen ſollen ſich von dergleichen Streit ferne halten,« verſetzte die Schnur.

»So denk ich nicht,« fiel ihr die Alte zürnend ins Wort; »in Sachen des Glaubens gibt es weder Männer noch Frauen, weder Stärke noch Schwäche, ſondern blos Gläubige oder Ungläubige. Du flüchteſt Dich vergebens hinter die Schwäche unſeres Geſchlechtes, Thamar; ſo wie Du bin auch ich ein Weib, und noch dazu ein altes, ein gebrechliches Weib; wenn es aber den heiligen Glauben unſerer Väter gilt, wenn es darum ſich handelt, ob dieſer Glaube bleiben ſoll, rein und unverfälſcht wie er vor tauſend und noch mehr Jahren beſtanden, wenn Betrüger kommen und ſich für den Meſſias ausgeben, oder wenn Neuerer der heiligen Ueberlieferungen im Talmud ſpotten und Alles, was die Rabbinen einführten, abſchaffen möchten, wenn mit Einem Worte aus Jehuda's Mitte eine Rotte ſich erhebt, die an dem Glauben meiner Väter zu rütteln verſucht, dann bin ich kein altes, kein ſchwaches Weib, ſondern ich ſtehe da ſtark und muthig wie jeder

Mann, um die irmerische Verehrung ihn für Sabbathai anders nicht geht, Alles werde ich noch leiden müssen!« eischen, und fände ich tte in ihren Gedanken noch keine Antleisch und Blut in ihren Roen, als ein Geräusch vor wen mein einziger Sohn, dein Mann, ete, ihre Auf wie seine Mutter, will ich, daß auch Du, sein Weib, so denken sollst wie er und ich. Wahrhaftig, das fehlte noch, daß die Ehefrau eines Dajan beim Beth Din im Geheimen einer Irrlehre huldigte, die zu verbreiten man sich von gewisser Seite so große Mühe gibt. —«

Und nach einem kurzen Innehalten fuhr sie langsamer und mit viel stärkerem Nachdrucke fort:

»Merk auf, was ich Dir jetzt sage, Thamar. Es geschah nicht ohne Absicht, daß ich Dir befahl, mir aus jenem Buche vorzulesen, ich will, daß Du in Bezug auf Sabbathai der dort aufgestellten Anschauung beipflichtest, geh der Irrlehre aus dem Wege und meide Jene, so ihr anhängen. Erinnere Dich stets, daß Du ein armes Mädchen warst, als mein Sohn Dich zu sich emporhob, wo Du wohlhabend und mit Ehren überhäuft bist. Du hast meinem Sohne noch kein Kind geboren, der Segen des Allmächtigen scheint Dir zu fehlen, sey nicht undankbar, auf daß sein Fluch sich nicht offenbare! So! nun weißt Du meine und meines Sohnes Meinung, nun begib Dich zur Ruhe, und überlaß' mich mir selbst.«

Die junge Frau, wie eine Leiche entfärbt, antwortete keine Sylbe; die Lippen zusammengepreßt, die Hand auf das Herz gelegt, kehrte sie der Mutter ihres Gatten den Rücken und schritt, wie zusammengeknickt, aus der Stube.

Erst in ihrem Zimmer brach sich das aufgeregte Gefühl Bahn, sie rang die Hände, drückte sie an die brennendheiße

Sti[illegible]en so geringen Glauben wie die anderer Frevler zu [illegible]te, schlu[illegible]
wo [illegible] scheint auch der »Sohn der Lüge« zu [illegible] mit meinen [illegible] Augen [illegible]
[illegible] Du zweifelst doch nicht an der Wa[illegible] auch meine [illegible] man die G[illegible]
gen, in [illegible] [illegible]ihen. So denk[illegible] gekleidet
hört haben: [illegible] die mit [illegible] oben so den[illegible]

»Unglückseliger Tag, an dem ich die S[illegible] Hauses zum ersten Male überschritt! O, lebte meine Mutter noch, säß' ich noch daheim in dem ärmlichen Stübchen, wo Ruhe und Zufriedenheit mich anlächelten, wie gerne wollte ich auf die Ehre und auf die Wohlhabenheit verzichten, die man mir in dieser Familie so hoch anrechnet! Meine Mutter wollte mich vor ihrem Tode versorgt wissen, drang in mich, des Dajans Weib zu werden und ich gehorchte. Was fand ich da? Einen bejahrten Gatten, der mich nicht liebt, sondern in mir nur ein Wesen sieht, geschaffen, ein Gebot Gottes zu erfüllen, eine böse Schwieger, die mich peiniget und mir das Leben verbittert, weil ihr Sohn mich ehelichte, gegen ihren Willen. Um mein Leiden voll zu machen, kehrt der Mann, an den mein Herz durch tausend süße Bande gekettet ist, aus der Fremde heim, die in leisen Schlummer gewiegte Leidenschaft erwacht zu neuem, zu kräftigerem Leben und die Ketten meines Standes belasten mich mit doppelter Schwere. Dorthin zieht mich das Herz, hieher bannt mich die Pflicht, glühende Leidenschaft und eisiges Gebot kämpfen mit einander und mein armes Herz, als der Schauplatz des Kampfes, muß sich zertreten lassen, wie ein Feld, auf dem zwei mächtige Heere gegen einander wüthen. Dazu eine neue Qual! das Geheimniß meiner Liebe, es leidet keinen Zweifel mehr, ist verrathen; die Worte der Alten, daß ich der Irrlehre und ihren Anhängern aus dem Wege gehen soll, beweisen zur Genüge, daß sie weiß, was ich für Gideon fühle, und daß es ihr bekannt

iſt, welche ſchwärmeriſche Verehrung ihn für Sabbathai beſeelt. Ach, was Alles werde ich noch leiden müſſen!«

Thamar hatte in ihren Gedanken noch keine Antwort auf dieſe Frage gefunden, als ein Geräuſch vor dem Fenſter, das in einen Garten mündete, ihre Aufmerkſamkeit nach außen lenkte.

Sie horchte.

Ein leiſes Klopfen an die Scheibe ward hörbar.

Die junge Frau erbebte.

Die Wohnung des Dajan lag ebenerdig und die Fenſter erhoben ſich nur wenige Schuhe über den Erdboden.

Thamar wußte nicht nur von wem das gegebene Zeichen herrühre, ſondern ſie ſah auch trotz der Dunkelheit, die innen und außen herrſchte, die Umriſſe einer ſchlanken Mannsgeſtalt, welche ſie nur zu wohl erkannte.

Die Schläge ihres Herzens drohten die Bruſt zu zerſprengen; in der Angſt ihrer Seele machte ſie im erſten Augenblicke einige Schritte gegen die Thür, um die finſtere Stube zu verlaſſen und der verlockenden Gelegenheit zu entfliehen, aber ein wiederholtes Zeichen am Fenſter und ihr Name, den ſie, von ſeinen Lippen geflüſtert, zu hören glaubte, bannten ihren Fuß an die Stelle; ſie floh nicht, ſondern folgte der Macht des Herzens, das ſie zu ihm zog.

Sie öffnete raſch das Fenſter, doch nicht, um den Geliebten mit ſüßen Liebesworten zu empfangen, ſondern um ihm ſeine Unvorſichtigkeit zu verweiſen und ihm zu befehlen, daß er ihren Ruf ſchone und ihre Ruhe nicht vollends untergrabe.

»Vergiß nicht, Gideon,« ſchloß ſie mit einem Tone, der tiefe Kränkung verrieth, ihre erſte Anrede, »daß ich die Gattin eines Andern bin, daß Du durch Schritte wie der heu-

tige meine Ehre gefährdeſt! Was wir uns einſt waren, daran dürfen wir jetzt nicht mehr denken.«

»Thamar,« unterbrach ſie der junge Mann, ihre Hand wiederholt an ſeine Lippen führend, »Du täuſcheſt Dich entweder ſelbſt, oder Du ſuchſt mich zu täuſchen. So wie ich nie vergeſſen kann, was wir uns waren, ſo vermagſt auch Du es nicht; die Liebe iſt kein Gefühl, das man ungeſtraft aus dem Herzen reißt; Du biſt die Gattin eines Andern, das iſt wahr, aber eben ſo wahr iſt es, daß wir uns jetzt noch ſo heiß lieben wie vor drei Jahren. Du fürchteſt für deine Ehre, wer ahnt denn, daß wir uns hier um dieſe Stunde ſprechen? Dein Mann iſt beim Rabbi und brütet mit ihm, wie Vernichtung und Verderben über Alle zu bringen, die der Lehre des heiligen Sabbathai anhängen; deine Schwieger iſt leidend, beinahe blind —«

»Und doch,« flüſterte die junge Frau ängſtlich, »weiß ſie Alles, Alles! Ja, Gideon, unſere Liebe iſt verrathen, der heutige Abend vergewiſſerte mich deſſen. Wir dürfen uns nicht mehr ſprechen —«

»Wir dürfen nicht? Wer will es uns verwehren? Wo gibt es eine Macht, die dem Herzen gebieten kann, zu thun, was es nicht will?«

»Gideon, wir ſind Menſchen und unſerem Wollen iſt ebenſo eine Grenze geſetzt, wie unſerem Können. Ich haſſe meine Schwieger und liebe meinen Mann nicht, aber ſo lange ich ſeine Gattin bin, werde ich meine Pflicht nicht verletzen.«

»Hab' ich das von Dir begehrt?«

»Offen ſprachſt Du es noch nicht aus, aber Du drängſt *mich* dazu; ſchon daß ich mit Dir nächtlicher Weile hier ver-

kehre, iſt ein Vergehen. Was willſt Du von mir, warum biſt Du gekommen?«

»Das Ehebündniß zwiſchen Dir und deinem Manne muß gelöſt werden.«

»Du weißt, Gideon, daß zu einer geſetzlichen Scheidung die Einwilligung beider Theile nothwendig iſt; hoffſt Du, daß mein Mann ſich entſchließen werde mir den Scheidebrief zu ſchreiben, damit ich dann die Gattin des Geliebten werde?«

»Es gibt Fälle, wo unſer Geſetz den Gatten zwingt, die Scheidung auch gegen ſeinen Willen geben zu müſſen.«

»Ich kenne dieſe Fälle, Gideon, doch muß ich Dir ſagen, daß keiner davon auf unſer Verhältniß eine Anwendung findet. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, von mir keinen unehrenhaften, keinen übereilten Schritt zu verlangen, ich müßte deinem Begehren widerſtehen und das könnte bei Dir Mißtrauen gegen meine Liebe erwecken. Und wie ungerecht wäre dieſes Mißtrauen! Deine Liebe iſt meine Seligkeit, die Liebe iſt die einzige Freude, die ich mit mir herumtrage, laß mir das Gefühlsleben, bis eine günſtige Aenderung der Verhältniſſe es geſtattet, unſere Empfindungen in die Wirklichkeit zu übertragen. Geduld, Gideon, füge Dich in die Beſchlüſſe der Vorſehung und vermeide gewaltſame Eingriffe, die ſich immer fürchterlich ſtrafen.«

Der junge Mann preßte die Hand der Geliebten an ſeine brennende Stirn und erwiederte:

»Du fühlſt die Glühhitze meines Kopfes, die doch nur ein matter Abglanz meiner Herzensflamme iſt, und mahnſt mich trotzdem zur Geduld? Ich zweifle an deiner Liebe nicht, Thamar, dein Weſen jedoch iſt von dem meinen weit verſchieden. Du beſitzeſt die Kraft des Duldens, mich drängt es ohne Verzug *zu handeln;* Du willſt den Lauf der Dinge ruhig abwar-

ten, ich möchte, in die Speichen des Geſchickes eingreifend, ihn beſchleunigen; Du hoffſt auf Glück, ohne etwas dafür zu thun, ich aber gedenke des alten Spruches, daß dem, der ſich ſelbſt nicht hilft, auch nicht geholfen werden wird. O, glaube mir, wenn Du von einem Manne ernſtlich die Scheidung willſt, er wird ſie Dir auf die Dauer nicht verweigern, aber Dir fehlt der Muth zu handeln, und weißt Du warum? Weil Du deinen Mann fürchteſt! Nathan Tomerein iſt Dajan im Beth-Din und ſo Einer iſt nach eurer beſchränkten Anſicht ein gar heilig Weſen, ein Mann, der wenigſtens, wenn auch nicht mit dem lieben Gott ſelbſt, ſo doch mit Moſes und dem König David auf ſehr vertrautem Fuße lebt. So ein Dajan, der bis über die Ohren im Talmud ſteckt, kann die Zeit genau berechnen, wann der liebe Gott gut oder ſchlecht gelaunt iſt und könnte in einem böſen Augenblicke Einem einen Fluch an den Hals hängen, der dann natürlich in Erfüllung ginge; ſolch einen Dajan muß man fürchten, und darum willſt Du es mit ihm nicht ganz verderben.«

»Gideon, Du biſt heftig, die Leidenſchaft verleitet Dich zur Ungerechtigkeit; ich fürchte die Flamme, die zu rieſig iſt, um mich daran zu erwärmen. Wir haben es nicht allein mit meinem Manne zu thun, ſondern müſſen auch dem ſittlichen Gefühle der Gemeinde Rechnung tragen. Ich will in den Augen der Welt weder leichtfertig noch undankbar erſcheinen; meine Schwieger hört zwar nicht auf, mir ihr Haus in eine Hölle zu verwandeln, mein Gatte jedoch gab mir noch keinen Anlaß zur Klage; was würde man von mir ſprechen, wenn ich mich plötzlich gegen ihn auflehnte, und Schande über ſein Haus brächte? Darum noch einmal, Geduld, tragen wir den Kummer, bis es dem Allmächtigen gefällt, die Laſt von unſern *Schultern zu nehmen.*«

Der junge Mann ſchüttelte heftig den Kopf und entgegnete leidenſchaftlich:

»Dazu wirſt Du mich nicht überreden, übe Du Dich in Geduld, ich werde handeln. Leb wohl, Geliebte!«

Er umfaßte die Geſtalt Thamars.

»Um Gott, Gideon, was beginnſt Du! Laß mich, ich höre Geräuſch;—«

»Nur einen Kuß zum Abſchiede —«

»Nimmermehr! laß mich, ich bitte Dich! —«

Er hörte nicht, ſondern ſuchte die junge Frau mit Gewalt an ſich zu ziehen, ſie leiſtete ernſtlichen Widerſtand, entriß ſich unwillig ſeiner Umarmung, gerieth jedoch bei dieſer heftigen Bewegung mit der Hand in die Fenſterſcheibe, daß die Trümmer klirrend zu Boden fielen.

Im nemlichen Augenblicke fiel Lichtſchein in die Stube, die alte Mirjam erſchien in der Thür und fragte mit aller Bosheit, über die ſie verfügte.

»Thamar, mit wem verkehrſt Du in kühler Nachtſtunde am offenen Fenſter? Deine Krankheit ſcheint endlich Dich verlaſſen zu haben?«

Die junge Frau ſtand bleich und entſetzt da, die farbloſen Lippen waren zuſammengedrückt, der Athem ſtockte, die eiskalten Hände hingen ſchlaff hinab — noch einige Secunden und ſie ſank bewußtlos in einen Stuhl.

Sie hatte ihrer Feindin eine zweiſchneidige Waffe in die Hände geliefert.

In dieſer Thatſache lag ein Meer von Qualen, eine Zukunft voll Jammer.

V.

Jacob Frank vor dem Beth-Din.

Die Stadt Kaminietz, wohin der geneigte Leser sich mit uns versetzt hat, bildete zur Zeit dieser Erzählung einen der befestigten Plätze des polnischen Reiches.

Ehedem als Podolien noch den Einfällen der Kosaken und Tartaren bloßgestellt war, warfen sich in Tagen der Gefahr die Bewohner der ganzen Umgebung in die Festung und fanden hinter den Mauern Schutz vor der Raubgier der wilden Horden; damals gehörte Kaminietz zu den Hauptfestungen des Reiches.

Im Kriege, den Polen mit den Türken führte, wurde Kaminietz von diesen öfter berennt, einige Male belagert, ja, im Jahre 1672 ward es sogar von Nicolai Potocki an Muhameb IV. übergeben, wo es siebenundzwanzig Jahre in türkischer Gewalt blieb, und während dieser Zeit auch mehre Male von den Polen belagert wurde.

Kaminietz besteht aus der Ober- und der Unterstadt.

Erstere ruht auf einem steilen Kalkfelsen und bildete ehemals die eigentliche Festung. Das alte Schloß und mehre feste Gebäude waren damals nebst ein Paar Kirchen ihre Hauptbestandtheile.

Enge, winkelige Straßen, bestehend aus düstern, unschönen Häusern, brachten bei dem Beschauer einen höchst unangenehmen Eindruck hervor und verläugneten die bevor-

zugte Stellung, ſo dieſe Stadt im Lande einnahm und auch jetzt einnimmt. Die Oberſtadt iſt der Sitz eines katholiſchen Biſchofs, deſſen Bisthum, das einzige in Podolien, nahe an fünfhundert Jahre alt iſt.

Hübſcher und bequemer iſt der Bau der Unterſtadt.

Sie iſt in einem Thale an beiden Ufern des Smotrytſch gelegen, welcher Fluß unweit der Stadt mit dem Dnieſter zuſammenſtrömt.

Wohl hat die Unterſtadt, ſeitdem Podolien ein ruſſiſches Gouvernement und Kaminietz die Hauptſtadt darin geworden, an hübſchen Gebäuden und freundlichen Anlagen zugenommen, doch hat ſie ſich ſchon damals in dieſer Hinſicht vor der Oberſtadt vortheilhaft ausgezeichnet.

In der Unterſtadt wohnte die große Mehrzahl der Juden, die von jeher faſt die Hälfte der ganzen Bevölkerung von Kaminitz ausmachten. Hier beſaßen ſie ihre Synagoge, ihr Gemeindehaus und ihr Bad und hier wohnte auch Herr Gedalja Endel, zur Zeit unſerer Erzählung Rabbi der zahlreichen Gemeinde.

Auf dem Wege zu dieſem Rabbi treffen wir Jacob Frank, der, wie wir wiſſen, einer Vorladung Folge leiſtete.

Unſer Mann ſchreitet nachdenkend durch die Straßen; unter den ihm begegnenden Juden grüßen ihn viele mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit, andere gehen ihm ſcheu aus dem Wege und ſchlagen die Augen zu Boden, und wieder Andere werfen ihm feindlich düſtere Blicke zu, aus denen eine geſchworne Urfehde herauslenchtet.

Frank achtet nicht darauf, ſeine Gedanken beſchäftigen ſich mit ernſteren Dingen; er ſinnt über das heraufziehende Wetter und hat keine Muße, die vorangehenden Mückenſtiche abzuwehren.

Im Hauſe des Rabbi angelangt, ſammelte er ſich und betrat gefaßt und entſchloſſen deſſen Wohnung.

Schon der erſte Anblick bereitete ihm eine Ueberraſchung.

Er war der Meinung, die Einladung des Rabbi geſchehe behufs einer Unterredung unter vier Augen; dem war aber nicht ſo, Frank fand zu ſeinem Erſtaunen den Beth-Din, das iſt das geiſtliche Tribunal der Kaminieżer Judengemeinde verſammelt; er ſtand alſo gegenüber einem förmlichen Gerichte.

Die Scene war in der Lehrſtube des Rabbi, deren Wände Bücherſchränke bedeckten, gefüllt mit jenen mächtigen Folianten und Quartanten, die bei den Juden durch Jahrhunderte zu einer rieſigen religiöſen Literatur angewachſen waren.

In der Mitte dieſer Stube ſaßen an einem länglichen Tiſche drei Perſonen.

Den oberſten Sitz nahm ein kleines, mageres Männchen ein, hohläugig, mit einer ſcharfkantigen, gekrümmten Naſe, einem bis an den Gürtel reichenden, ſchneeweißen Barte und mit Geſichtszügen, in denen Härte und Fanatismus ſich offenbarten; dieſer Greis, auf deſſen Rücken bereits ſiebzig Jahre laſteten, war der Rabbi Gedalja Endel.

Zu ſeiner Rechten ſaß der erſte, zu ſeiner Linken der zweite Dajan oder Mitrichter; jener hieß Nathan Tomerein und war der Gatte der unglücklichen Thamar, dieſer nannte ſich Jechia Baſch.

Herr Nathan Tomerein erfreute ſich eines großen, überaus kräftigen Körperbaues; er konnte ſeiner äußeren Erſcheinung nach für den Goliath ſeiner Gemeinde gelten. Seine breite, ſtark gewölbte Bruſt, ſeine ungewöhnlich kräftigen Beine und Arme, kurz der ganze Knochenbau und die Mus-

culatur zeugten von einer bewunderungswerthen Gesundheitsfülle und einer unzerstörbaren Lebenskraft. Wenn man die grauen Haare, die bei seinem wilden Bart- und Haarwuchs bereits mit unterliefen, außer Acht ließ, so deutete nichts auf seine fünfundfünfzig Lebensjahre, noch weniger auf die zwei Frauen, die er bereits zu Grabe begleitet, und wie seine Feinde behaupteten, im überreligiösen Eifer in der Erfüllung seiner Pflichten, vorzeitig dahin befördert hatte.

Herr Nathan besaß ein fettes rundes Gesicht mit starken Backenknochen, großen dunklen Augen und eine niedere Stirn. Aus seinen Zügen sprachen Bosheit, Rachsucht, Tücke und Unversöhnlichkeit; wehe dem, der ihn zum Feinde hatte. Nathan war der würdige Sohn seiner Mutter.

Der zweite Dajan, Herr Jechia Basch, bildete in jeder Hinsicht die Mitte zwischen dem Rabbi und dem ersten Beisitzer, er galt für das versöhnende Princip dieses geistlichen Gerichts; seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit erfreueten sich des besten Rufes, dagegen war seine Mäßigung den Zeloten ein Dorn im Auge, die darob auch grollten und nicht begriffen, wie ein Mann, der gegen sich so strenge war, Anderen gegenüber so nachsichtig seyn konnte.

Vor diesen Dreien erschien nun Jacob Frank.

Als er in die Stube trat, grüßte er die Herren mit Würde doch das »Baruch haba« (gesegnet sey der, der da kommt), der Willkommnungsgruß der Juden, tönte ihm nicht entgegen; der Rabbi nickte blos mit dem Kopfe, deutete auf einen Stuhl, der am Tische ihm gegenüber stand, und sagte mehr befehlend als einladend: »Setzt Euch!«

Frank verzog keine Miene und ließ sich nieder.

Reb Gedalja Endel ergriff das Wort; er sprach lang-

ſam ohne den Vorgeladenen anzuſehen, ſeine Augen waren ununterbrochen auf einen vor ihm aufgeſchlagenen Folianten gerichtet, mit deſſen Blättern ſeine Linke mechaniſch ſpielte, während er ſich mit der Rechten den langen Bart glättete.

Die beiden Mitrichter hefteten ihre Blicke auf den Rabbi und vermieden es ebenfalls Frank anzuſehen.

»Wir haben Euch vorgeladen,« begann der Rabbi, »weil abermals Dinge zu unſeren Ohren gekommen ſind, die gewähren zu laſſen unſer Gewiſſen ſich ſträubt. So oft ich an Euch denke, Jacob Frank, erfüllt ſich mein Herz mit Trauer, und betet meine Seele zu Gott, daß er Euch heilen möge von dem geiſtigen Ausſatz, an dem Ihr leidet. Ihr ſeid kein junger, unerfahrener Menſch mehr, die Reife des Lebens iſt bei Euch bereits hereingebrochen und dennoch wandelt Ihr fort auf den Pfaden, die Ihr damals betratet, wo Ihr noch jung und unerfahren waret, wie eine Schwalbe, die zum erſten Male aus dem Neſte fliegt. Wir wollen keine ungerechten Richter ſeyn, Jacob Frank, darum laßt uns zurückſchauen in die Tage der Vergangenheit und ins Gedächtniß zurückrufen, was bis heute zwiſchen Euch und uns vorfiel. Ihr ſeyd jetzt fünfundfünfzig Jahre alt. Vor ungefähr ſiebzehn Jahren ſeyd Ihr in dieſes euer Vaterland zurückgekehrt aus den benachbarten türkiſchen Landen, wo Ihr mit Branntweinbrennen Euch ernährtet. Ihr habt mitgebracht den Ruf eines ſehr gelehrten Mannes, beſonders aber den eines Kabbaliſten, man nahm Euch mit Freuden auf. Dieſe Freude aber wurde gar bald getrübt durch die Wahrnehmung, daß Ihr euren Geiſt und eure Gelehrſamkeit dazu mißbraucht, einen Pfad zu wandeln, der von den Anſchauungen und Meinungen jener heiligen Männer abweicht, die uns den Talmud als das koſtbarſte Vermächtniß *hinterließen*, ja wir gewannen zu unſerem größten Leidweſen

gar bald die Ueberzeugung, daß Ihr der Irrlehre jenes Betrügers anhängt, der sich für den Messias ausgegeben und als Renegat gestorben ist. Und es genügte Euch nicht, den Irrweg allein zu wandeln, Ihr habt auch Andere beredet, bethört, verleitet, und Gott dem Allmächtigen sey es geklagt, euer Wort hat großen Anklang gefunden, so zwar, daß fast ganze Gemeinden wie zum Beispiel in Busk, Landskron, Opotschina, Ostvan, Kribtschin und mehrere andere in Polen Euch beitraten und von der wahren Lehre abfielen. Aber auch damit war euer böses Wirken nicht zu Ende, Ihr habt es auch verstanden, viele der vorzüglichen hierländischen Rabbinen mit eurem Schlangenwort zu verführen. Ihr habt ein Buch verfaßt, ließet es von Schülern abschreiben, damit es unter euern Anhängern gehörig verbreitet werde. In diesem Buche bekennt Ihr Euch zu Sabbathai, ändert jedoch seine Doctrin in vielfacher Beziehung, nehmt das Buch Sohar *) als Fundament der Reli-

*) Der Sohar handelt von dem göttlichen Wesen, seinen verschiedenen Eigenschaften, Namen, von den dadurch entstandenen Ausflüssen (Emanationes) und Einflüssen auf die Schöpfung mannigfaltiger Welten und ihrer Regierung; ferner von der Seele des Menschen, ihrem Ursprung und künftigen Zustande; von den Engeln, ihrer Rangordnung und Verrichtung u. s. w. Verfasser dieses Buches soll einer Sage zufolge Rabbi Simon ben Jochai gewesen seyn, der unter dem römischen Kaiser Hadrian, regierungsfeindlicher Aeußerungen angegeben, zum Tode verurtheilt wurde. Er rettete sich jedoch mit seinem Sohne Elieser durch die Flucht und verbarg sich in einer Höhle. Dort — so erzählt die Legende — wurde er durch ein Wunder dreizehn Jahre lang erhalten, denn, gleich wie die Flüchtlinge in der Höhle ankamen, entsprang dem Gestein eine Wasserquelle und ein fruchttragender Baum schoß aus dem Boden. Nach dreizehn Jahren ließ Gott den Höhlenbewohnern durch den Prophe-

gion an und verwerft den Talmud. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Andern, die wir nicht nur an dem Glauben unſerer Väter, ſondern auch an allen damit verbundenen Ueberlieferungen mit ganzem Herzen hängen, ſolchen frevlen Neuerungen gegenüber nicht unthätig bleiben durften, und wir machten deshalb Schritte bei der Regierung. Ihr waret eben mit vielen eurer Anhänger auf einer Reiſe nach Salonik begriffen, um dort den Rabbi Berachjah, auch ein Häuptling der ſabbathaiſchen Irrlehre, zu beſuchen, als man Euch Alle an der Grenze anhielt und feſtnahm.

»Ihr wandtet Euch darauf an den hieſigen Grafen, er verſchaffte Euch einen königlichen Schutzbrief und Ihr erhieltet die Erlaubniß, in Polen nach euren Grundſätzen zu leben und eine eigene Secte zu bilden, die jetzt unter dem Namen Sohariten oder Contratalmudiſten oder Sabbathianer *) bekannt iſt. Dieſe Spaltung in Jehuda hat uns Frommen ein großes

ten Elias ſagen, daß der Kaiſer Hadrian geſtorben ſey, folglich, daß ſie furchtlos heimkehren können, was ſie denn auch thaten. Während dieſer dreizehnjährigen Verborgenheit ſoll Rabbi Simon das Buch Sohar verfaßt haben, welches die geheime Erklärung enthält, die Gott dem Moſes über den Pentateuch (die fünf Bücher Moſis) mündlich überliefert haben ſoll. Außerdem herrſchen noch andere Meinungen über die Verfaſſung dieſes Buches, von denen die nachfolgende die meiſte Glaubwürdigkeit für ſich hat. Der Sohar verdankt ſein Entſtehen einem gewiſſen Rabbi Moſes aus Lyon, der, um dem Buche ein größeres Anſehen zu verſchaffen, angab, das Buch ſey in Paläſtina aufgefunden worden und habe den berühmten Rabbi ben Jochai zum Verfaſſer, welche Angabe ihre Wirkung in der That nicht verfehlte.

*) Im jüdiſchen Volksdialekt wurden und werden ſie noch *heute Schebſen* genannt.

Aergerniß gegeben, wir ertrugen es, beteten aber täglich zu dem Allmächtigen, daß er dieſen Gräueln ein Ende machen möge. Unſer Flehen wurde erhört. Euer Beſchützer, der frühere Gebieter in hieſiger Stadt, iſt mit dem Tode abgegangen und an ſeine Stelle trat ein anderer, den zwar Staatszwecke bis jetzt ferne von hier hielten, der aber, wie man mit Beſtimmtheit erfährt, eheſtens hier eintreffen wird. Dieſer, Herr von Kraſinski nennt er ſich, iſt, wie man hört, allem Sectirerthume abhold, darum werden wir bei ihm das Recht, ſo man uns früher verſagt hat, ſuchen, und ſo Gott will, auch finden. Aber unſere frommen Herzen erfüllen ſich neuerding mit Trauer, wenn wir bedenken, welch ein Chilel haſchem (öffentliches Aergerniß) damit hervorgerufen wird, wie viel Kummer und Drangſale wir durch unſere gerechte Anklage über viele Familien heraufbeſchwören, die trotz aller ihrer Verirrungen dennoch dem Stamme Juda angehören. Darüber nachſinnend, nach einem Wege forſchend, um den üblen Folgen auszuweichen, glauben wir ihn gefunden zu haben, um fordern Euch Jacob Frank auf, uns die Hände zu bieten, um die Herſtellung einer Einigkeit zu ermöglichen. Uns iſt es nicht darum zu thun, Unglück über einzelne Glieder unſeres Stammes heraufzubeſchwören, ſondern wir wollen blos den Glauben unſerer Väter aufrecht erhalten in ſeinem vollen Umfange, in ſeiner ganzen Heiligkeit. Darum vernehmt mich! Die Spaltung, ſo zwiſchen uns herrſcht, wird ſchwinden und wir werden keinen Grund zur Klage finden, wenn Ihr Jacob Frank, als Haupt der Sectirer, von dem Irrpfade abbiegt und in das tauſendjährige heilige Geleiſe des Judenthums zurückkehrt. Darum verbannt den Geiſt des Widerſpruches und kehrt zurück in den Schooß des echten, reinen Glaubens; ſchwört ab die Irrthümer und die andern Verirrten im Lande werden eurem Beiſpiele folgen. Was wir

von Euch fordern, kann und ſoll ohne alles Aufſehen vor ſich gehen, weder eure Ehre noch euer Anſehen ſollen dabei zu Schaden kommen, ja noch mehr, wir haben uns bereits darüber geeiniget, Euch eines jener Ehrenämter bei der Gemeinde zu übertragen, das euere Zukunft ſichert und Euch keine andere Pflicht auferlegt, als dem Herrn zu dienen. Dies, Jacob Frank, iſt unſer Antrag; williget Ihr darein, iſt's gut, wo nicht, ſo fordert Ihr uns heraus und zwingt uns, die Macht des Landesfürſten anzurufen und wo dieſe nicht ausreicht, die Waffen der Synagoge gegen Euch und euren ganzen Anhang zu gebrauchen. Ich habe ausgeredet, was erwiedert Ihr darauf?«

Frank hatte die Rede des Rabbi mit würdevoller Ruhe angehört, keine ſeiner Mienen verrieth, daß er anderer Meinung ſey und das Bedürfniß einer Gegenrede fühle, jetzt aber wo Reb Gedalja ihn zum Sprechen aufforderte, verſetzte er langſam, ohne Eifer und mit Bedacht:

»Ihr habt es für zweckmäßig gefunden, Rabbi, was bis heute zwiſchen uns und Euch vorfiel, ins Gedächtniß zurückzuführen; dabei vergaßt Ihr jedoch zu erwähnen, daß Ihr, die Rabbinen nemlich, mit allen möglichen Waffen gegen uns gekämpft habt, nur mit denen des Geiſtes nicht. Ihr habt uns verleumdet, daß wir die Ehe nicht heilig halten und unſere Frauen wie ein Hausgeräthe dem Nachbar borgen; als wir auf der erwähnten Reiſe nach Salonik uns befanden, gabt Ihr uns lügneriſch als Emigranten an und die Regierung ließ uns deshalb an der Grenze verhaften; Ihr habt uns verfolgt und verfolgen laſſen, ja, Ihr nahmt ſogar die Fürſprache des wucheriſchen Lieferanten Baruch, der bei Hofe gut gelitten iſt, zu Hilfe, daß er durch ein königliches Machtwort uns in den Schooß des Talmuds zurückzwinge; daß ihm dies nicht

gelang, iſt eben ſo wenig ſeine Schuld, als es die eure iſt, wenn wir in dieſem Augenblicke noch athmen und nicht ſchon längſt auf dem Scheiterhaufen verbrannt ſind. Jetzt hofft Ihr auf den neuernannten Herrn und droht uns mit neuen Verfolgungen; beſchwört ſie immerhin herauf, aber ich möchte Euch gebeten haben, Rabbi, thut es ohne Maske; wozu die Heuchelei von wegen des öffentlichen Aergerniſſes und der Drangſale, denen Ihr dadurch viele Judenfamilien überliefert; dergleichen geſchieht ja nicht zum erſten Mal; darum offen gehandelt und aufrichtig geſprochen, Rabbi Gedalja, der Kampf iſt nicht von heute und nicht von geſtern, wir kennen uns! Den angebotenen Vergleich weiſe ich zurück; was den verlangten Widerruf betrifft, ſo bin ich dazu erbötig, das heißt, wenn Ihr mich meines Irrthums überweiſt. So wie ſchon öfter biet' ich Euch auch jetzt den Kampf an; eure Waffen ſollen aber nicht, wie bisher, Lüge, Verleumdung und Heuchelei ſeyn, ſondern wir wollen uns offen vor aller Welt einander entgegenſtellen, Ihr ſollt für und ich werde gegen den Talmud ſprechen. Gelingt es Euch, mich in dieſem geiſtigen Kampfe zu beſiegen, dann ſchwöre ich nicht nur meinen Irrthum ab, ſondern ich will auch, mit dem Sterbehemde angethan, in der Synagoge öffentlich Buße thun, und unterwerfe mich zerknirſchten Gemüthes im voraus jeder Strafe, ſo Ihr über mich verhängt. Das, Rabbi, iſt meine Antwort auf euren Antrag.«

Nach dieſer Rede riß der erſte Dajan, Herr Nathan Tomerein, das Wort an ſich, indem er barſch und polternd rief:

»Ihr erlaubt Euch eine Sprache, wie ſie an dieſem Orte noch nicht gehört wurde. Vergeßt nicht, daß Ihr vor

dem Beth-Din steht und daß wir die Macht besitzen, Ungezogenheit und Widerspenstigkeit zu züchtigen.«

Jetzt lächelte Frank mitleidig und entgegnete:

»Ihr sprecht von Züchtigung, als ob ein Schulknabe oder ein Troßknecht vor Euch stünde; wer eine Drohung ausstößt, die zu verwirklichen ihm die Macht fehlt, prägt sich den Stempel der Lächerlichkeit auf, und das ist das Schlimmste, was einem Richter begegnen kann.«

Herr Nathan wollte auffahren, der zweite Dajan verhinderte ihn jedoch daran und sagte begütigend:

»Bleiben wir bei der Sache, und ereifern wir uns nicht über Nebendinge. Herr Frank weigert sich zu widerrufen, fordert uns vielmehr zu einer öffentlichen Disputation auf; das ist in diesem Augenblicke der zu entscheidende Punkt.«

»Ich denke,« nahm jetzt der Rabbi das Wort, »daß dieser Punkt schon längst entschieden ist. Der Talmud ist ein so wichtiger Bestandtheil unserer Lehre, daß für ihn streiten eben so viel hieße, als beweisen wollen, daß die Sonne nicht nur Licht, sondern auch Wärme spende. Ein Jude, der den Talmud verwirft, ist kein rechter Jude. Jetzt, nachdem unsere Väter und Urväter dreizehnhundert Jahre an den Talmud geglaubt haben, jetzt sollten wir erst anfangen zu beweisen, daß der Talmud ein Theil des Judenthums ist? Auf diese Zumuthung müßt Ihr verzichten, Frank. Doch wozu meine Einwendung? Ihr wußtet im vorhinein, daß wir auf einen solchen Streit uns nicht einlassen können, nicht einlassen dürfen. Es gehört wenig Muth dazu, den Gegner auf einen Kampfplatz zu fordern, wohin ihm dieser nicht folgen kann.«

Darauf versetzte der Sabbathianer: »Disputationen zwischen vier Wänden ohne Zeugen sind undankbar und ohne

Zweck, ich vermeide sie daher jetzt und beschränke mich blos darauf, zwei eurer Aeußerungen zu widerlegen. Ihr sagtet, wer den Talmud verwirft, sey kein rechter Jude; darauf erwiederte ich: der Talmud ist erst dreizehnhundert Jahre alt, folglich waren, nach eurem Ausspruche, alle jene Juden, die vor fünfzehnhundert, vor zwei- und dreitausend Jahren gelebt haben, keine rechten Juden. Ihr meint weiter, weil man durch dreizehnhundert Jahre auf die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Talmud geschworen, wäre es unmöglich, auch jetzt davon abzugehen. Du lieber Gott, nicht die Juden allein, sondern die ganze Menschheit hat Jahrtausende lang an die Beweglichkeit der Sonne und an die Unbeweglichkeit der Erde geglaubt und heute ist man dennoch vom Gegentheil überzeugt; wenn das Alter heiligen würde, dann müßte man die Pyramiden Egyptens hoch verehren und die versteinerten Knochen vorweltlicher Thiere anbeten. Etwa zweitausend Menschen, die in einem Zeitraume von beinahe achthundert Jahren unter verschiedenen Verhältnissen lebten, haben, was sie in Bezug auf Schrift und Glauben und Ceremonie überliefert bekommen, erklärt, gedeutelt und geklügelt, aufgeschrieben, dies Alles wurde in eine Sammlung gebracht, und das ist der Talmud, und dieses Menschenwerk sollte man nicht antasten, über dessen Werth sollte man nicht streiten dürfen? Gesteht die Wahrheit ein, Rabbi Gedalja, Ihr besitzt einen Grund, mir auf den angebotenen Kampfplatz nicht zu folgen, doch ist's ein anderer als der, den Ihr angebt. Ihr scheut die Niederlage. Ihr fürchtet, das Licht, welches ich über euren Talmud ausgießen würde, möchte dessen Blößen und Schäden an den Tag bringen, darum verschanzt Ihr Euch und ihn hinter den Nimbus seines Alters und seiner angeblichen Heiligkeit, wir Andern aber wissen sehr wohl, daß der Talmud der echte

Götze nicht ist, den morgenländische Priester, um das Volk zu täuschen, mit einem Schleier verdeckt haben.«

Bei dieser, den Ohren der Richter erschrecklichen Blasphemie schnellten der Rabbi und Herr Tomerein von ihren Sitzen empor, Frank machte mit den Händen eine abwehrende Pantomime und rief ihnen fast gebieterisch zu: »Nicht doch, Ihr Herren, ereifert Euch jetzt noch nicht, haltet Haus mit eurem Gift und eurer Galle, der Vorrath, obwohl sehr ansehnlich, dürfte Euch später dennoch zu wenig werden!« Darauf wendete er ihnen den Rücken und ging rasch aus der Stube.

»Bleib! Sünder, Frevler, Gotteslängner!« schrie ihm der erste Dajan nach; »laßt ihn festnehmen, Rabbi, wir sprechen den großen Bann über ihn, verdammt und verflucht soll er — —«

»Seyd ruhig, Reb Nathan,« mahnte der Rabbi, dessen Augen unheimlich aus den Höhlen herausblitzten, »wir werden thun, was unseres Amtes ist!«

Herr Jechia Basch aber schüttelte bedenklich den Kopf und sagte mit Nachdruck:

»Ich denke, meine Herren, wir thun vor der Hand nichts. Wer sich mit der Uebereilung vermält, erhält zur Erstgebornen gewöhnlich die Reue. Ueberlegen wir vorher ohne Haß, was wir thun wollen, erneuern wir nicht leichtfertig einen Krieg mit einem höchst gefährlichen Gegner, vermeiden wir um jeden Preis eine Reibung der Geister, denn Reibung erzeugt Licht, und Licht ist ein Product, bei dem wir nur verlieren und nichts gewinnen können.«

Die drei Richter trennten sich, ohne einen Entschluß zu fassen.

VI.

Die Gräfin Kaſſakowska als Patriotin und Fürſprecherin.

Seit zwei Tagen erzählten ſich die Nachbarn Frank's, es ſey bei ihm eine Glaubensgenoſſin aus der Türkei eingekehrt, die ſich auf dem Durchwege befinde und einige Zeit bei ihm, als einem alten Bekannten ihres Mannes, von den Beſchwerden der Reiſe erholen werde.

Die angebliche Jüdin war die Gräfin Kaſſakowska, welche auf den Rath ihres Quartiergebers die Maske einer Türkin annahm, weil der Schleier, deſſen ſie ſich türkiſcher Sitte gemäß bedienen mußte, ihrem Zwecke zu Gunſten kam, und weil die fernere Angabe, ſie ſey aus der Levante geboren, daher nur der welſchen Sprache mächtig, ſie aller Converſation enthob, und die Gefahr einer Entdeckung vollends beſeitigte.

Auch der Diener der Gräfin mußte ſich einer Vermummung unterziehen und die beabſichtigte Täuſchung gelang.

Am zweiten Tage ihrer Anweſenheit ließ die Dame ihren Quartiergeber zu ſich erſuchen.

»Ich bin mit der Aufnahme in eurem Hauſe und mit euren Maßregeln vollkommen zufrieden,« ſagte ſie, »ich erkenne in Euch einen Ehrenmann, dem eine Patriotin ſich ohne Scheu anvertrauen kann. Mein Name iſt im Lande geachtet und geehrt, jeder Pole weiß, was er davon zu erwarten hat.

aber eben deshalb ist er den Feinden des Vaterlandes ein Gräuel, und wer russisch denkt, fürchtet und verfolgt mich. Ja, Frank, meine Feinde sind die Russen, ihre Söldlinge jagen mir nach, ihre Häscher suchen meine Fährte zu erlauern. Auf der Reise hierher entging ich mit Lebensgefahr einem ihrer Hinterhalte, und ich trage die Gewißheit in mir, daß in diesem Augenblicke russische Kundschafter diese Stadt durchstreifen, um meinen Aufenthalt zu erfahren und mich in aller Stille aufzuheben.«

»Wie, der Russe sollte es wagen — — in unserer Stadt —«

»Zweifelt nicht daran, Frank! Fürst Repnin besitzt hier seine Creaturen ebenso wie in Warschau, wie in Krakau, kurz wie im ganzen Lande, und glaubt es mir, sein Arm erreicht Jeden, wenn nicht mit Hinterlist, so mit offener Gewalt. Wenn wir uns auch noch nicht ganz unter der Herrschaft der Czarin befinden, verdanken wir es blos den wenigen Patrioten, die Muth und Ehrlichkeit besitzen, dem Eroberer zu trotzen und der Gewalt das bewehrte Gesetz entgegenzustellen. Zu diesen Patrioten gehört auch Herr Adam von Krasinski. Ihm galt meine Reise, seinethalben kam ich hieher. Wenn meine Nachrichten nicht trügen, so muß er binnen wenigen Tagen hier eintreffen, doch wird er nur Stunden verweilen, die laufenden Geschäfte hier erledigen und dann im Dienste des Vaterlandes wieder forteilen. Während dieser, obgleich kurzen Anwesenheit, muß ich mit dem würdigen Herrn, der zu den innigsten Freunden meiner Familie zählt, sprechen; ich ersuche Euch daher, Maßregeln zu treffen, daß ich von seiner Ankunft schnellstens Kenntniß erhalte.«

Frank versprach dem Wunsche der Gräfin nachzukommen.

Die Mittheilung, daß Herr von Krasinski der Familie seiner Gastin befreundet sey, erweckte in dem Sabbathianer den Gedanken, den Zufall, der die Gräfin in sein Haus geführt, nicht unbenützt zu lassen.

Rabbi Gedalja hatte ihm mit einer Klage gedroht und rechnete dabei auf die Abneigung des neuen Herrn gegen jedes Sectirerthum; wie wenn ihm nun Frank zuvorkam und den Herrn durch die Fürsprache der Gräfin für sich gewann? Wenn es ihm gelang, ihn zu einem Entscheide zu veranlassen, der die längst gewünschte öffentliche Disputation mit den Gegnern anordnete und die Orthodoxen zwang, mit den Contra-Talmudisten den geistigen Kampf aufzunehmen?

Die Klugheit hieß den Sabbathianer diese Ideen festhalten und unverzüglich zu ihrer Ausführung schreiten.

Er vertraute sich der Gräfin an und die Dame, nachdem sie sich über die Angelegenheit hinlänglich unterrichtet, versprach dem Sectirer ihre Verwendung.

Frank's Voraussicht war diesmal nicht überflüssig.

Die Rachsucht des Dajan Nathan Tomerein ruhte nicht, bis er den Rabbi zu Verfolgung der Sohariten aufgestachelt und den guten Rath des zweiten Dajan verwischt hatte; seinem Antriebe zu Folge wurde von Seite des Beth Din im Namen eines Theiles der Gemeinde die Anklage gegen die Sectirer schriftlich aufgesetzt und behufs der Uebergabe des Gesuches in der Kanzlei um eine Audienz beim Eintreffen des hohen Würdenträgers nachgesucht. Zu Deputirten bei dieser Audienz waren bestimmt: der Rabbi, der erste Dajan und zwei Greise aus der Gemeinde.

Der Ankunft des Herrn von Krasinski wurde somit von drei verschiedenen Seiten aus drei verschiedenen Gründen mit ungeduldiger Erwartung entgegengesehen; sie erfolgte am Abend

des vierten Tages seit der Anwesenheit der Gräfin bei Frank, und die Wiederabreise war schon für die nächsten Frühstunden bestimmt.

Die Edeldame verfügte sich, ihre Maske beibehaltend, in das Palais.

Der Vorwand, sie sey von der Gräfin Kassakowska gesendet und müsse mit Seiner Gnaden persönlich sprechen, verschaffte ihr die Begünstigung, alsogleich vorgelassen zu werden.

Der Edelmann wurde angenehm überrascht, die berühmte Patriotin persönlich zu empfangen, und verlieh diesem Gefühle auch Worte.

»Ich sehe Sie, Frau Gräfin, in der Maske einer Jüdin vor mir,« äußerte er nach den ersten Bewillkommnungsreden, »und bin weit entfernt, darob mich zu verwundern. Der gütige Himmel mag es wissen, in wie vielerlei Verkleidungen ich schon gesteckt bin, um nur die Wachsamkeit der Moskowiter zu täuschen. Die Gefahr des Vaterlandes und des allerheiligsten Glaubens ist aufs Höchste gestiegen, es ist Pflicht eines jeden Polen, gegen die empörendste Unterdrückung anzukämpfen. Es steht schlimm um die Sache Polens, sehr schlimm. Von tausend Gefahren umrungen, durchstreifte ich als Arzt verkleidet das Land, und ich fand der Treulosen, von Rußland Bestochenen in Menge. Um die russische Truppenzahl kennen zu lernen, verkappte ich mich in einen preußischen Offizier, der Pferderemonte führt, und schlich mich durch die feindlichen Cantonnirungen; wo es anging, knüpfte ich Verbindungen an. Mich in die Maske eines Jägers hüllend, wagte ich mich bis nach Warschau, um den edlen Soltik, Bischof von Krakau, zur Flucht zu bereden, denn mir ahnte der neue Gewalt-

ſtreich, den Repnin im Sinne führte. Leider blieben meine Ermahnungen ohne Erfolg.

»Wie Sie wiſſen, wurde der Reichstag am 5. October unter dem Vorſitze der Marſchälle Carl Radziwill und Stanislav Brzoſtowski eröffnet. Eine große Zahl des gegen Rußland verbündeten Adels verharrte trotz aller Drohungen im Widerſtande und Repnin beſchloß dieſer trotzigen Vermeſſenheit, wie er das geſetzlichſte Verfahren nannte, durch einen Gewaltſtreich ein Ende zu machen. In der Nacht vom 13. auf den 14. October wurden die Wohnungen der anſehnlichſten Senatoren der Oppoſition überfallen und dieſe feſtgenommen. Die Biſchöfe von Krakau und Kyov, Wczeslaw Rzewuski, der Palatin von Krakau, der Staroſt von Dolin, ſein Sohn, mehre Andere wurden einzeln unter ruſſiſcher Bedeckung über Wilna und Smolensk ins Innere von Rußland geſchleppt. Die Kammern ſträubten ſich anfangs an dieſe unerhörte Gewaltthat zu glauben, der Großkanzler Zamoiski drohte, wenn der Reichstag ſolche, der ganzen Nation angethane Schmach dulden würde, ſein Amt niederzulegen, darauf ermannten ſich der Senat und die Landboten und verfügten ſich in corpore zum Könige, um über die unerhörte Verletzung des Völkerrechtes Klage zu führen. Während die ganze Stadt in Trauer ſchwebte, fanden die Repräſentanten den König, wie er eben für den Jahrestag ſeiner Krönung mit der Zeichnung zu einer neuen Livrée beſchäftiget war. Anfangs machte er Miene, ſich des verletzten Rechtes nicht annehmen zu wollen, endlich ernannte er drei Senatoren, die beim Fürſten Repnin Aufſchluß über das Attentat verlangen ſollten. Der brutale Ruſſe erwiederte, er habe über ſeine Handlungen Niemand Rechenſchaft zu geben als ſeiner Gebieterin! Zamoiski legte hierauf ſein Amt nieder, aber gleich war ein Anderer zur Amtsüber-

nahme des Groß-Siegelbewahrers bereit, Andreas Mlodziecovski war es, der sich willig herbeiließ, die Schmach und das Verderben seines Vaterlandes zu besiegeln. Ich floh von Warschau; nicht die Gefahr, Frau Gräfin, sondern der Wunsch meinem unglücklichen Vaterlande Hilfe zu schaffen, trieb mich zur Eile an. Zu meiner höchsten Freude treffe ich Sie hier, ich kann Sie nicht nur von dem traurigen Stande der Dinge persönlich in Kenntniß setzen, sondern auch Maßregeln mit Ihnen besprechen, die schleunigst ergriffen werden müssen, um der Unterjochung von Seite des Moskowiters entgegenzutreten.

Es ist überflüssig, auf die Theilnahme besonders aufmerksam zu machen, welche die Gräfin Kassakowska der Erzählung des Edelherrn widmete; wie immer, versetzte sie der Gedanke an die Unterdrückung ihres Vaterlandes auch diesmal in eine Exaltation, die ihre Brust vor Zorn hoch aufpochen machte und ihre Wangen mit Glührothe übergoß.

»O,« rief sie, als Herr von Krasinski zu Ende kam, empört aus, »ich fühle die Schmach, als ob sie mir persönlich zugefügt worden wäre und an meinem Eifer soll es nicht fehlen, sie zu löschen und zu rächen. Was aber ist zu thun, was muß geschehen?«

»Vor Allem,« lautete die Antwort, »dürfen wir nicht vergessen, daß wir fast nur auf uns selbst angewiesen sind, denn wie jetzt der Stand der Politik ist, haben wir von außen her nur geringe Hilfe zu erwarten. Zwischen den Hauptmächten herrscht ein für den Schwachen nachtheiliger Friede, kein Staat widersetzt sich dem steigenden Uebergewichte, das der Petersburger Hof über Polen gewinnt, wir könnten höchstens auf unsere Nachbarn, Schweden und die Türkei, zählen, zwei *Verbündete*, deren ersterer ohnmächtig, der letztere schwach ist;

es erübriget uns ſomit nur, auf die eigene Kraft zu bauen. Der Winter bricht heran, er muß benützt werden, eine neue, eine ſtarke Conföderation *) in unſerem Podolien zu Stande zu bringen, und ich habe zum Sammelpunkte die Stadt Bar auserſehen. Bei dem Zuſtandebringen dieſes Bündniſſes rechne ich auf Ihre Mithilfe, Frau Gräfin, mein Bruder Michael iſt bereits von meinem Vorhaben unterrichtet, der Staroſt von Varka, Joſef Pulaski, ſoll mitſammt ſeinen Söhnen ſich uns anſchließen und daß der Palatin von Kiiov, Franz Potocki, nicht ferne bleibe, wird unſere eifrigſte Sorge ſeyn.«

Dieſer bündigen Einleitung folgte eine umſtändlichere Auseinanderſetzung des Planes, wo die Gräfin beſonders in jenen Theil der Unternehmung eingeweiht wurde, deren Ausführung ihrer Thätigkeit überlaſſen blieb; dabei kam man überein, daß die Patriotin ferner in Kaminietz verborgen bleibe, und von hier aus ihre Operationen leiten ſolle.

Bei Gelegenheit, als von dem Verſtecke die Rede war, wo die Edeldame ſich jetzt verborgen hielt, gedachte ſie auch Frank's und brachte ihr Anliegen vor, indem ſie ſich für die Sectirer verwendete.

Herr von Krasinski verſäumte nicht dagegen ſeine Bedenken auszuſprechen.

»Ich bin ein entſchiedener Gegner aller Sectirer,« ſagte er, »die Diſſidenten **) in Polen boten und bieten dem Mos-

*) Conföderationen waren bewaffnete Adelsbündniſſe, welche der polniſchen Landesverfaſſung gemäß ſelbſt gegen den König gerichtet ſeyn konnten, wenn er ſich verfaſſungswidrig benahm.

**) So heißen alle Akatholiken in Polen, zu deren Schutze Rußland ſich aufwarf, um Gelegenheit zur Einmiſchung in die Landesangelegenheiten zu bekommen.

kowitzer noch immer Veranlaſſungen, ſich in die Angelegenheiten unſeres Landes zu miſchen, ſie verſchulden ſomit einen Theil des Unheils, ſo uns betroffen. Nun ſoll auch noch unter den Juden das Schisma ſich weiter ausbreiten? Was wollen dieſe Sabbathianer? Sie verwerfen den Talmud; meinethalben, ſie mögen zuſehen, wie ſie darob mit ihrem Gewiſſen und ihren Rabbinen ſich einigen, aber einen Juden ohne Talmud kann ich mir nur ſchwer denken; wenn alſo dieſe Leute keine Juden ſind, was ſind Sie denn? Iſt es nicht traurig, Frau Gräfin, in einem Lande, das ohnedem in der Gefahr ſchwebt, ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit zu verlieren, auch noch religiöſe Spaltungen, Hader und Erbitterung herauf zu beſchwören?«

Die Gräfin gab ſich bei dieſen Einwendungen keineswegs überwunden, ſondern machte die Anſichten der Sabbathianer geltend, mit denen ſie Jacob Frank bekannt gemacht hatte.

Herr von Krasinski zog, was er hörte, in Erwägung und antwortete dann:

»Es ſey, ich will die üble Nachrede von mir abwenden, ich ſey unduldſamer, als mein ſeliger Vorgänger im Amte; den jüdiſchen Sectirern werde Gelegenheit geboten, ihre Anſchauungen öffentlich zu vertheidigen. Wenn ich mich recht entſinne, hatte mein Vorgänger bereits eine ſolche Disputation in einer unſerer Kirchen angeordnet, bevor es jedoch dazu kam, ſtarb er, und die Rabbinen wußten die getroffene Anordnung zu hintertreiben; jetzt aber ſoll ſie unausbleiblich zur Ausführung gelangen, ich will Schriftkundige und Kronbeamte beſtimmen, die als Beiſitzer fungiren werden, und Juden und Chriſten ſoll der Zutritt ohne Ausnahme geſtattet ſeyn. Ich muß jedoch die Sabbathianer zur Verbindlichkeit *verhalten, bei dieſer* Gelegenheit ihr Glaubensbekenntniß vor

aller Welt offen darzulegen, damit man zu beurtheilen im Stande iſt, in wie weit ſie von den Satzungen des Judenthums, wie es bis jetzt beſtand, abweichen, und ob ihre Lehren mit den Grundbedingungen des Staates in keinem Widerſpruche ſtehen. So wollen wir's halten, Frau Gräfin, und ich denke, mit ſolcher Verfügung können ſich die Sectirer recht wohl zufrieden geben.«

Die Dame dankte für die günſtige Entſcheidung und verabſchiedete ſich auf das Wärmſte.

Der Edelherr entließ ſie mit ausgezeichnetem Wohlwollen, und ſpendete ihr die beſten Wünſche zu den verabredeten patriotiſchen Unternehmungen.

Nach Entfernung der Dame wurden noch einige andere Gegenſtände von Wichtigkeit erledigt, worauf die Deputation des Beth-Din, den Rabbi an der Spitze, erſchien.

Der Edelherr hörte ihre lange Klage bis zu Ende an und erwiederte darauf, wie es ihm höchſt unliebſam käme, in jetzigen ohnedem ſtürmiſchen Tagen die Zwietracht in der polniſchen Judenſchaft neu entbrennen zu ſehen; dem müſſe dadurch ein Ende gemacht werden, daß beide Parteien, wie es ſchon einmal beſtimmt war, ſich öffentlich mit den Waffen des Wortes, des Geiſtes und der Schrift einander entgegenſtellen, bei welcher Gelegenheit die Sabbathianer ihr vollſtändiges Glaubensbekenntniß ablegen würden.

Der Rabbi ſo wie die beiden Dajans erſchraken bei dem unerwarteten Entſcheide und verſuchten demüthige Einwendungen.

Herr von Krasinski unterbrach jedoch die Replik mit Strenge, indem er ſagte:

»Ihr kennt jetzt meinen Entſchluß, er iſt unabänderlich; dem Jacob Frank ſoll er morgen notificirt werden, auch er

wird sich fügen müssen. Die Disputation kann in der Kirche der Oberstadt stattfinden, der Tag wird Euch von Seite des Capitels nachträglich bekannt gegeben werden.«

Eine befehlende Pantomime endigte die Audienz; die Deputirten verließen bestürzt das Palais und Reb Jachia Basch, der zweite Dajan, konnte nicht umhin, die Andern jetzt schon auf die schlimmen Folgen ihrer Herausforderung aufmerksam zu machen.

»Ich habe Nachgiebigkeit und Versöhnung angerathen,« sagte er nicht ohne Bitterkeit, »und meine Worte waren in den Wind gesprochen; ich habe vor Uebereilung gewarnt, Ihr aber habt mich nicht gehört; welches immer die Folgen des heutigen Schrittes seyn mögen, ich wasche meine Hände. Wie Ihr gesäet, werdet Ihr einernten. »Wer eine Grube macht,« sagt der Prediger, »wird selbst dareinfallen, und wer den Zaun zerreißet, den wird eine Schlange stechen. Ein duldsamer Geist ist besser denn ein hoher Geist. Sey nicht allzu gerecht, nicht allzu weise, auf daß Du nicht verderbest!«

VII.

Die Disputation.

Die Straßen der Stadt Kaminietz sind lebhaft bewegt. Das bevorstehende Ereigniß des Tages drängt die Bewohner außer Haus und lockt sie zur Kirche, wo der gelehrte Streit um den Talmud vor sich gehen sollte.

Rabbiniten und Sabbathianer, festlich angethan, sondern sich vom frühen Morgen an vor ihren Wohnungen in *größere und kleinere* Gruppen, die parteifeindlich sich von

einander ferne halten und je nachdem Hoffnungen oder Befürchtungen sie beseelen, drücken ihre Mienen Zuversicht oder Bekümmerniß aus; bei Allen aber gewahrt man für das bevorstehende Drama jene fanatische Theilnahme, die bisher bei religiösen Parteiungen und Zerwürfnissen nie verfehlt hat, die Gemüther gegen einander zu erbittern und die Herzen mit Haß zu überfluten.

Kein äußeres Merkmal kennzeichnet die feindlichen Parteien, trotzdem wissen sie recht wohl Feind von Freund zu unterscheiden; sie senden einander grimmig finstere Blicke zu, oft nicht beachtet, oft blos mit einem verächtlichen Lächeln, häufig aber, wo die Leidenschaftlichkeit überströmte, mit boshaften Bemerkungen erwiedert.

Geschieht Letzteres, so fallen von hier nach dort und wieder zurück bittere Worte, spitze Reden werden einander zugeschleudert wie glühende Kugeln, und bilden eine Art von Vorpostengeplänkel, dem in der Kirche erst die Hauptschlacht folgen sollte, eine Schlacht, nicht geschlagen von Massen, sondern ausgekämpft im redlichen Zweikampfe zwischen den beiden Heerführern, hinter denen die Armeen »Gewehr im Arm« bloße Zuschauer bilden.

Mehre junge Männer, die von der Unter- nach der Oberstadt schreiten, lenken unser Augenmerk auf sich.

Der eine von ihnen, jung, schlank, kräftig, mit einem kurzen Vollbart, der blond wie sein Kopfhaar ist, wird dem Leser kaum erkennbar seyn, denn Nacht war es, als er jüngst seine Unterhaltung mit der unglücklichen Thamar belauschte.

Es ist Gideon Kohen, dessen Liebe für die Gattin des ersten Dajan ihnen kein Geheimniß mehr ist.

Auf den Gesichtern der jungen Sectirer strahlt die Zu-

verſicht des Sieges, ſie ſind heiter und aufgeräumt, als wäre die Niederlage des Gegners ſchon entſchieden.

Gideon hatte die Hand eines ſeiner Gefährten, Meſchullam war ſein Name, gefaßt und ſagte:

»Der heutige Tag iſt für uns ein Freudentag, denn heute wird die geiſtige Ohnmacht unſerer Feinde endlich an das Tageslicht kommen; ich preiſe den Herrn, daß er mich dieſen Tag erleben ließ.«

»Wir theilen deine Gefühle,« erwiederte Meſchullam, »und freuen uns im Voraus der trübſeligen Geſichter der Rabbiniten, wenn ſie nach der Niederlage wie begoſſene Hunde einherwandeln werden.«

»Sie wollten unſern Untergang,« meinte ein Dritter, »Gott aber hütet uns und der abgeſchoſſene Pfeil wird auf den Schützen ſelbſt zurückfallen.«

»Rabbi Gedalja hat ſich, wie ich vernahm, mit Gebet und Faſten zu dem Kampfe vorbereitet,« ſagte ein Vierter.

»Daran hat er nicht wohl gethan,« entgegnete Meſchullam, »Faſten und Kaſteiungen mögen wohl das Gewiſſen ſtärken, den Geiſt dagegen ſchwächen ſie; das Gehirn fordert wie jeder übrige Körpertheil ſeinen Tribut von der genoſſenen Nahrung und leidet, wo ihm nichts geboten wird. Der arme Rabbi, er muß ſich jetzt abmühen und ängſtigen und doch wäre ſeine Unduldſamkeit nie ſo weit gegangen, hätte nicht die Bosheit des erſten Daja ſie zum Angriffe geſpornt. Nathan Tomerein iſt's, der die Flamme angefacht, und es ſoll ihn, wie ich höre, Rachſucht dazu geleitet haben.«

»Rachſucht? Wie ſo? Weshalb?« fragte ein Anderer.

»Darüber bin ich nicht im Stande, nähere Auskunft zu geben,« lautete die Antwort; »nur ſo viel weiß ich, daß man *ſich zuraunt,* der Dajan Nathan habe geſchworen, den Gat-

ten Nathan zu rächen, und weil Einer der Unſern es iſt, der ihn in ſeiner häuslichen Ehre verletzt, wolle er es die Geſammtheit entgelten laſſen.«

Bei der Wendung, welche das Geſpräch nahm, entfärbten ſich Gideons Wangen allmälig.

Die Gefahr, das Geheimniß ſeines Herzens verrathen zu ſehen, löſchte mit einem Male die Freudigkeit ſeiner Stimmung aus und machte einem Bangen Raum, das ſich mit Verlegenheit paarte.

Seinen Gefährten lag der Argwohn ferne, daß er derjenige war, der die Rache des Dajans veranlaßt hatte, daher ſie, was in ihm vorging, auch nicht bemerkten.

Zur Beruhigung für Gideon ward die Unterhaltung unterbrochen, indem die Aufmerkſamkeit der jungen Leute auf eine Straßenſcene gelenkt wurde, die ſich unfern von ihnen abſpielte.

Ein Sabbathianer war von einem Rabbiniten verſpottet worden, indem ihm dieſer im meckernden Tone ein »Mäh!« zurief.

Der jüdiſche Name Sabbathai's war »Schabſe«, ſeine Anhänger wurden nun, wie bereits erwähnt, im jüdiſch-deutſchen Jargon »Schäbſen« genannt, eine Bezeichnung, welcher das »Mäh,« der bekannte Ton eines Schöpſen, ſeine Entſtehung verdankte.

Der Sectirer warf dem Spötter einen verächtlichen Blick zu und ſagte:

»Gottes Wunder! Zu Bileams Zeiten hat wohl ein Eſel wie ein Menſch geredet, daß aber einer wie ein Schöps ſpricht, war bis jetzt unerhört!«

Auf dieſe Rede erwiderte der Angreifer biſſig:

»Ihr wißt alſo, daß ein Bileam gelebt hat? Die Sceh-

ſen ſind alſo keine ſo großen Amrazim (Ignoranten, Unwiſſende)— wie die Leute gewöhnlich behaupten.«

»Was wir wiſſen, wird ſich heute zeigen.«

»Ihr baut gar viel auf euren Jacob Frank?«

»So wie Ihr auf euren Gedalja Enkel.«

Reb Gedalja iſt unſer Rabbi!«

»Das iſt richtig und noch dazu ein Rabbi, der eine ſehr mieße (häßliche) Rabbizin hat. Sagt mir einmal, iſt es wahr, daß der Rabbi, um in der Disputation des Sieges gewiß zu ſeyn, den Unterrock ſeiner Rabbizin als Kameo (ein geſchriebenes Amulet, ein Zaubergehäng) mitnehmen wird?«

Als Antwort auf dieſe boshafte Frage ſtieß der Rabbinite einen Zornſchrei aus und da das Gelächter einiger anderer Gegner, die den Spott gehört hatten, ihn vollends empörte, ſo warf er ſich kampfwüthig auf den Spötter.

Gideon, Meſchullam und die Anderen eilten herbei, um die unmännliche Balgerei auf der Straße zu verhindern, was ihnen bei ihrer Uebermacht auch ohne Mühe gelang.

»Trollt Euch eures Weges,« rief Gideon dem Rabbiniten zu, »nur unſerer Großmuth verdankt Ihrs, daß wir den Herausforderer nicht die Wucht unſerer Arme fühlen laſſen. Dieſer Mann hat blos euren Spott mit Spott vergolten, könnt Ihr ſolchen nicht ertragen, ſo hättet Ihr den Gegner nicht reizen ſollen. Jetzt geht, ſonſt wird der Ernſt ſich an die Stelle des Scherzes pflanzen.«

Der wuthſchäumende Rabbinite entfernte ſich, und die Sabbathianer ſetzten ihren Weg fort.

Auf dem Platze vor der Kirche, wo die Disputation *ſtattfinden* ſollte hatte ſich bereits eine zahlreiche Menge ein-

gefunden; da der Eintritt in das Gotteshaus nur erwachsenen Personen und darunter auch nur der anständigeren Classe gestattet war, so mußten sich die Ausgeschlossenen mit einem Platze vor der Kirche begnügen.

Mit der bestimmten Stunde erschienen die Gelehrten und Schriftkundigen, welche dem religiösen Wettkampfe als Beisitzer und Richter anwohnen sollten. Ihnen schloß sich an Rabbi Gedalja mit dem Beth-Din, dann kam Jacob Frank, begleitet von dreien seiner Anhänger, die er zu Gefährten erkoren hatte.

Die Disputation wurde mit einer Anklage des Rabbi eröffnet, der Frank uud seinen Anhang wegen Nichtanerkennung des Talmuds der Abtrünnigkeit vom Judenthume beschuldigte und nachzuweisen suchte, wie eine jüdische Schule (Kirche) ohne den Talmud nicht bestehen könne.

Schon die erste Entgegnung des Sabbathianers gab Zeugniß von der oratorischen Uebermacht, deren er sich über seinen Gegner erfreute.

Als nach der gepreßten kreischenden Stimme des Rabbi Jacob Frank sein kräftiges, sonores Organ ertönen ließ, durchzuckte dessen angenehmer sympathischer Ton die ganze Versammlung und je länger er sprach, desto wohlklingender schien seine Rede zu werden, desto deutlicher ward der Vortrag, desto prägnanter sein Ausdruck.

Er stellte es entschieden in Abrede, daß der Talmud, wie die Rabbiniten behaupteten, nur jene Gesetzeserklärungen enthalte, die Gott an Moses mündlich überliefert habe und die sich so lange durch Tradition fortpflanzten, bis sie von den Rabbinen aufgezeichnet wurden, obgleich es — selbst dem Talmud zu Folge — nicht erlaubt war, das mündliche

Geſetz ſchriftlich zu verfaſſen, das heißt, das Geiſtige zu verkörpern.

Der gelehrte Sabbathianer erzählte umſtändlich, wie die Miſchna und nach ihr der Talmud und zwar letzterer an zwei verſchiedenen Orten entſtanden war, daher es auch einen jeruſalemitaniſchen und babyloniſchen Talmud gibt.

Rabbi Juda, der in den Zeiten der römiſchen Kaiſer Antonin, Marc Aurel und Commodus, folglich vom Jahre 120 bis 220 nach Chriſti Geburt lebte, ſammelte zuerſt die mündlichen Ueberlieferungen der Geſetzerklärungen, da die Zerſtreuung der Juden nach der Zerſtörung Jeruſalems ihn den Untergang des moſaiſchen Geſetzes befürchten ließ. So entſtand die Miſchna. Einige Jahrhunderte ſpäter ging die Aufzeichnung vor ſich. Um die damit verübte Uebertretung der oben erwähnten Vorſchrift zu entſchuldigen, berief man ſich auf den 126. Vers des 119. Pſalms, wo es heißt: »Es iſt Zeit, daß der Ewige dazu thue, denn ſie haben dein Geſetz zerſtört,« und unterlegte dieſem Verſe den Sinn, »daß es Zeit iſt, für Gott etwas zu thun, das heißt, wenn die Religion in Gefahr des Verfalles iſt, ſo muß ſelbſt das Geſetz übertreten werden, um ihre Rettung zu befördern.« Dieſem Beiſpiele willkürlicher, ſpitzfindiger Schriftauslegung ließ Frank unzählig andere folgen und ſuchte aus den Widerſprüchen und Irrthümern zu beweiſen, daß die Mehrzahl der Talmudiſten von nichts weniger als von göttlichem Geiſte beſeelt waren.

Wir können dem Romanleſer die Details eines theologiſchen Streites nicht zumuthen, der nahe an ſechs Stunden währte und in welchem auf beiden Seiten mit einem großen Aufwande jüdiſcher Gelehrſamkeit gekämpft wurde. Frank *ermüdete nicht, die* Schwächen des Talmuds ſchonungslos auf-

zudecken und erzielte eine um so nachhaltigere Wirkung, da er sich stets eines geweihten Ernstes befliß und sorgfältig vermied, den Streit durch Spott oder Sarcasmen in die niedere Region einer rabbinischen Wortbalgerei hinabzuzerren.

Er imponirte den Zuhörern durch seine Erscheinung, durch sein Wort, sein Wissen und sein würdiges Benehmen.

Je mehr der Rabbi sich ereiferte, desto kühler und gemessener wurde des Andern Entgegnung, desto einschneidender und schärfer seine Beweise; mit einer Alles vernichtenden Logik zermalmte er die gewichtigsten Argumente des Gegners, der Hauch seines Mundes wehte sie hinweg wie Staub, und wo sie ja irgend einen Eindruck zu hinterlassen drohten, pflanzte er schnell das Reis seiner Anschauung und ruhte nicht, bis es in der Ueberzeugung der Zuhörer Wurzel schlug.

Rabbi Gedalja beging den Fehler, im Verlaufe des Kampfes den Standpunkt nicht zu wechseln; statt dem Talmud sein unbestreitbar historisches Recht zu vindiciren, statt ihn als Wissenschaft oder als Banner hinzustellen, um welches das Judenthum sich länger als ein Jahrtausend schaarte, verfocht er ihn ohne Unterlaß als ein heiliges Gesetzbuch, welche beschränkte Ansicht von dem beredten Sectirer mit großer Energie bekämpft wurde.

Die Richter und Beisitzer, nachdem der Kampf ihrer Ansicht nach lange genug gedauert, erklärten die Disputation für geschlossen und forderten Frank auf, das Glaubensbekenntniß seiner Secte abzulegen.

Der Sabbathianer leistete nun dieser Aufforderung Folge.

Seine Sätze, welche später in Lemberg in polnischer und rabbinischer Sprache im Druck erschienen, sind zu umfangreich, um sie hier ihrem ganzen Inhalte nach wieder zu ge-

ben, wir begnügen uns daher nur einige derſelben und zwar auch dieſe ohne die dabei citirten Beweisſtellen aus den heiligen Schriften anzuführen.

Sie lauteten:

»Erſtens. Wir glauben Alles, was Gott von jeher durch Lehre und Sage befohlen hat und halten uns nicht nur verpflichtet, Alles auszuüben und zu unterlaſſen, was in dieſem Geſetze vorgeſchrieben iſt, ſondern auch in dieſe Lehre tiefer einzudringen, um die darin verborgen liegenden Geheimniſſe zu erforſchen. Doch Gottesliebe und Gottesfurcht allein genügen nicht, der Menſch muß die Größe Gottes auch aus ſeinen Werken erkennen.

»Zweitens. Wir glauben, daß Moſes, die Propheten und alle übrigen Lehrer ſich in ihren Schriften oft uneigentlich ausgedrückt haben und auf einen geheimen Sinn hindeuteten, den ſie ihren Worten unterlegten. Dieſe Schriften gleichen einer verſchleierten Frau, die ihre Reize nicht vor Jedermann bloßſtellt, ſondern von dem Anbeter erwartet, daß er ſich bemühe, den Schleier zu lüften.

»Drittens. Wir glauben, daß von allen Erklärungen der Thora (heiligen Schrift) jene, die der Sohar gibt, die vorzüglichſte und einzig wahre iſt, und daß hingegen die Rabbinen in dem Talmud dieſen Schriften viele falſche Erklärungen unterlegt haben, welche offenbar den göttlichen Eigenſchaften und der Grundlehre dieſer Schriften von der allgemeinen Nächſtenliebe widerſprechen.

»Viertens. Wir glauben, daß nur ein einziger Gott iſt, der weder Anfang noch Ende hat, welcher alle Welten und Alles, was darin ſich befindet, ſowohl das uns Bekannte wie das Nichtbekannte, allein erſchaffen hat.

»Fünftens. Wir glauben, daß obzwar nur ein einziger

Gott ist, so besteht derselbe doch aus drei Gestaltungen (Parzufim), die ohne die mindeste Theilung und ohne den geringsten Unterschied einander gleich und daher eins sind. Dieser Glaube an eine Dreieinigkeit in Gott ist in den heiligen Schriften gegründet und unzählige Mal bewährt.

»Sechstens. Wir glauben, daß Gott verkörpert auf der Erde erscheint und dann ißt er und trinkt und verrichtet andere menschliche Geschäfte, nur ist er dann von allen Sünden frei.

»Siebentens. Wir glauben, daß Jerusalem nie wieder aufgebaut werden wird.

»Achtens. Wir glauben, daß die Juden vergeblich auf die Ankunft eines menschlichen Messias hoffen, der sie ihrer Meinung nach erlösen, über alle Menschen erheben und ihnen Reichthum und Ehre verschaffen wird. Wohl aber wird einst Gott selbst verkörpert als Mensch erscheinen und die von den früheren Menschen begangenen Sünden, wodurch das Verderbniß sich auf alle ihre Nachkommen vererbt hat, versöhnen. Er wird aber dann nicht die Juden allein, sondern alle Menschen entsündigen, die an ihn glauben. Wenn die Juden wähnen, daß ein Anderer als Gott selbst die Menschen erlösen werde, so können sie sich dabei keineswegs auf die heilige Schrift, sondern auf den Talmud stützen, der aber falsch ist und dem wir nicht glauben.«

VIII.

Die Folgen der Herausforderung. Dem ersten Schritt folgt der zweite.

Die Kampfrichter hatten den heiligen Schauplatz der religiösen Disputation verlassen, ohne ihr Urtheil zu veröffentlichen; trotzdem aber nahm jeder der Anwesenden die Ueberzeugung mit sich, daß der Sieg sich auf Seite der Sectirer befinde.

Frank's Freunde behaupteten, er verdanke den Erfolg seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, die Rabbiniten dagegen schrieben ihn dem Glaubensbekenntnisse zu, welches ihm, wegen dessen Annäherung an das christliche Dogma, die Gunst der katholischen Richter zuzog.

Die kundgegebenen Glaubenssätze waren es auch, welche die Rabbiniten mit Entsetzen erfüllten.

Verstört und bestürzt langten die Zeugen der Disputation im Hause des Rabbi an.

Reb Gedalja sank bleich und erschöpft in seinen Lehnstuhl; man sah wie der unterdrückte Schmerz seine Brust hoch aufwarf; er stöhnte, fuhr sich mit den Händen in die Haare, endlich fing er wie ein Kind zu weinen an.

»Weint und klagt mit mir,« rief er die Hände ringend, »Tage der Trauer und der Schmach brechen herauf, so oft Kinder Juda's gegen das Gesetz sich empören.«

Schon machten die Andern Miene, dem Beispiele des

Rabbi zu folgen, als Nathan Tomerein ſeine Stimme erhob und dem Unwillen ſeiner Seele Luft machte.

»Schon wieder Thränen und Klagen,« rief er entrüſtet und mit fanatiſchem Eifer; »wozu dieſe Zeichen des Bedauerns, des Schmerzes und der Schwäche? Möchtet Ihr etwa nicht, weil eine Rotte ſich gegen das Geſetz empört hat, einen Faſttag ausrufen und uns anbefehlen, daß wir um die Abtrünnigen ſieben Tage lang auf der Erde ſitzen und trauern? Ich frage Euch Alle: Iſt es jetzt Zeit zu trauern und zu klagen, oder iſt der Augenblick zu handeln gekommen? Was beginnt die weltliche Gerechtigkeit, wenn eine Bande zu einem Einbruche ſich vereinigt? klagt ſie, trauert ſie und legt die Hände in den Schooß, oder bemächtiget ſie ſich der Miſſethäter und züchtiget ſie? So wie jene ein weltliches, ſind wir ein geiſtliches Gericht; ſo wie jene, müſſen auch wir unſere Sünder ſtrafen; wann aber iſt die Zeit zu thun, wenn jetzt nicht? Wozu beſteht ein Beth-Din, wenn eine ſolche Gelegenheit nur zu Klagen und Thränen führen ſoll? Sind wir ein Gericht, ſo richten wir; benützen wir unſere Waffen und üben wir das Recht, ſo in unſeren Händen liegt; wollen wir das nicht, haben wir nicht die Kraft Männer zu ſeyn, dann legen wir unſere Aemter freiwillig nieder und ſetzen Weiber an unſern Platz, ſie werden mehr Muth haben, den heiligen Glauben unſerer Väter zu ſchützen.«

Die zündenden Worte des erſten Dajan verfehlten die beabſichtigte Wirkung nicht, Rabbi Gedalja ermannte ſich, berieth ſich mit den andern, und es kam zum Beſchluſſe, Jacob Frank noch einmal zum Wiederruf zu bereden und im Weigerungsfalle ihn ſammt ſeinem ganzen Anhange feierlich in den Cherem (großen Bann) zu legen.

Um der Scene mehr Anſehen zu geben, lud der Rabbi

auch die »weiteren« Mitglieder des Tribunals zu ſich, die Verſammlung beſtand ſomit aus zehn Perſonen unter dem Vorſitze des Rabbi.

Es war an einem Sabbath-Nachmittag.

Es muß bemerkt werden, daß es ſich um keine Sitzung des Beth-Din handelte, denn eine ſolche am Sabbath zu halten, verbot das Geſetz; die Verſammlung geſchah unter dem Vorwande, beim Rabbi ein feſtliches Veſperbrot einzunehmen, wozu man auch den Sectirer lud.

Frank war klug genug, im Voraus zu wiſſen, worauf es abgeſehen ſey, doch folgte er der Einladung.

Rabbi Gedalja empfing ihn freundlicher wie jüngſt, bot hm einen Sitz und begann hierauf, ohne eine lange Einleitung, ſeinem vorgeſetzten Zwecke zuzuſteuern.

Den Thatſachen Rechnung tragend, war ſeine Rede diesmal weniger hart und weniger ſtreng, er befliß ſich der Herzlichkeit eines liebenden Vaters, der ſeinen verirrten Sohn auf den rechten Weg zurückleiten will, und vermied es ſorgfältig, den zürnenden Prieſter zu verrathen, der das übertretene Gebot zu rächen gedenkt.

Der Redner gab ſich das Anſehen, als ob gerade die Disputation den Anhänger Sabbathai's von der Unhaltbarkeit ſeiner Anſicht und von der Strafwürdigkeit ſeiner Glaubensſätze überzeugt haben mußte und rückte hierauf mit ſeiner Forderung des Widerrufes hervor.

Frank weigerte ſich deſſen. Er fand es unbegreiflich, wie man noch jetzt an einen Widerruf ſeinerſeits denken könne, da er doch — wie alle Welt ihm beiſtimme — mit ſeiner Anſchauung über den Talmud den Sieg davon getragen habe. Er könne davon eben ſo wenig ablaſſen, wie von den Glaubensſätzen, denen er und ſeine Anhänger huldigen.

Als nach dem Rabbi sich mehre Beisitzer des Wortes bemächtigten, um Frank eines Anderen zu überreden und dieser noch immer hartnäckig blieb, verlor die Unterhaltung den Ton der Väterlichkeit und nahm allmälig den der drohenden Herausforderung an.

„Solche Anschauungen," erklärte endgiltig der Rabbi, „können inmitten des Judenthums nicht geduldet werden, uno das Gericht, dem es obliegt, die Gebote in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten und die Ausführung des Ritus zu überwachen, werden sich gezwungen sehen einzuschreiten und zur Beseitigung des Schisma jene Mittel in Anwendung zu bringen, die das Gesetz in seine Hand gelegt."

Darauf erwiederte Frank:

„Eure Rede, Rabbi Gedalja, beginnt nach brennendem Schwefel zu riechen, unter eurem Gewande guckt das angemaßte Richterschwert hervor, dessen Schneide mir jedoch keine Furcht einflößt. Um was handelt es sich zwischen uns? Um eine Sache des Glaubens, um zwei auseinander gehende Ansichten in der Religion. Um unsere Ueberzeugungen geltend zu machen, haben wir öffentlich disputirt, Ihr seyd unterlegen, nun fangt Ihr an zu drohen. Ich aber frage Euch, ist der Glaube, ist die religiöse Ueberzeugung eine Sache, die man Jemanden aufdringen kann? Kann man die Menschen dazu, wie zu einem Handwerke oder zu einer Arbeit nöthigen? Kann es in der Religion eine Uebereinstimmung im Thun geben ohne eine Uebereinstimmung im Sinn? Was gewinnt die Synagoge, daß Ihr mich zu einer religiösen Handlung zwingt — vorausgesetzt, daß Ihr die Macht dazu besitzt — wenn ich keinen gläubigen Sinn dazu mitbringe? Der Staat kann dem Bürger befehlen, er kann ihn zwingen, seine

Geſetze zu achten, die Kirche ſoll nur belehren und überreden; für den Staat gibt es Geſetze, in unſerer Religion nur Gebote, die Macht des Staates iſt phyſiſche Gewalt, die Macht der Synagoge kann nur eine moraliſche ſeyn. Eures Amtes iſt es, wie Ihr behauptet, das Geſetz in ſeiner Urſprünglichkeit zu erhalten und die Ausführung der Ceremonie zu überwachen, ich frage jedoch, handelt es ſich zwiſchen mir und Euch blos um eine Ceremonie? Gewiß nicht! Die Kluft zwiſchen uns iſt eine weit größere, der Gegenſtand unſeres Streites iſt kein formeller, ſondern er wurzelt im Princip des Glaubens. Hätte ich mich blos gegen ein Religionsgebot vergangen, ſo wäre es eures Amtes, mich zurechtzuweiſen, ſo aber diſſentire ich in der geiſtigen Anſchauung, und dieſe meine innerſte Ueberzeugung zu richten, ſteht Euch, dem Prieſter, nicht zu; eine Handlung liegt in unſerer Willkür, die kann man aburtheilen, eine Meinung aber iſt ein Ausfluß der Seele und für dieſe gibt es in unſerer Welt keinen Richter.«

So weit war der Sabbathianer in der Entwicklung ſeiner Anſchauung gekommen, als ein Getümmel auf der Straße die Aufmerkſamkeit der Verſammelten auf ſich zog; ſie verließen die Plätze und eilten an die Fenſter, wo ſie Zeugen einer eigenthümlichen Scene wurden.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Eine Weile früher ritten ſechs junge Sabbathianer, darunter Gideon und Meſchullam, im ſcharfen Trabe durch die Judengaſſe und machten vor dem Hauſe des Rabbi Halt.

Dort ſprangen ſie von den Pferden, ſchichteten mitgebrachtes dürres Holz zu einem Scheiterhaufen und ſetzten dieſen in Brand.

Während ſie dies vollbrachten, ſammelte ſich eine große Menſchenmenge um ſie, neugierig erwartend, was die jungen Leute beginnen würden.

In dieſem Momente erſchienen der Rabbi und ſeine Gäſte an den Fenſtern.

Kaum erſahen dies die ſechs Sabbathianer, ſo ſtimmten ſie im Chor den zwölften Pſalm an, wo es unter Anderem heißt:

»Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ſind wenig unter Menſchenkindern.
Einer redet mit dem Andern unnütze Dinge, ſie heucheln und lehren aus unreinigem Herzen.
Der Herr möge ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da ſtolz redet,
Die da ſagen: Unſere Zunge ſoll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer iſt unſer Herr?«

Es war offenbar, daß man den Sinn dieſes Pſalms als gegen den Rabbi und ſeinen Anhang gerichtet betrachtete.

Die rabbinitiſchen Zuſchauer auf der Straße begannen über die Entweihung des Sabbaths durch Reiten und Feuermachen zu murren.

Die Sectirer achteten nicht darauf.

Nach Beendigung des Pſalms ſchütteten ſie aus einem großen Sacke mehre Folianten heraus. Gideon ergriff einen, hielt ihn mit ausgeſtreckten Armen hoch über ſeinen Kopf empor und rief mit voller Stimme:

»Seht, das iſt der Götze, der unſern heiligen Glauben verunreiniget, das iſt der Talmud, den wir hiermit vertilgen und vernichten!«

Sämmtliche Folianten flogen nach dieſem Rufe auf den

Scheiterhaufen, deſſen Flammen einen Moment lang kniſternd zerſtoben, um dann um ſo höher aufzulodern.

Ein Schrei des Unwillens von Seite der Rabbiniten begleitete das Auto-da-Fé. Das Fenſter, an dem der Rabbi und die beiden Dajans ſtanden, flog auf und erſterer, leichenblaß und zitternd vor Grimm, ſchrie mit faſt verſagender Stimme auf die Straße hinaus:

»Verruchte Ketzer — verdammt ſey euer Thun — verflucht euer Name — euer Geſchlecht —«

Mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

Statt ſeiner riß Nathan Tomerein die Rede an ſich und ſchrie mit übermächtiger Stimme hinaus:

»Brüder, fallt über die Rotte Korah her und nehmt ſie feſt!«

Ungeachtet des Sabbaths ſtürzten ſich nun die Rabbiniten auf die Sabbathianer und ein erbitterter Kampf entſpann ſich.

Schreien, Lärmen, Flüche und Verwünſchungen füllten die Straße; mitten durch das ohrzerreißende Getümmel vernahm man Nathans Stimme wie Poſaunenruf: »Gideon Kohen iſt der Rädelsführer — laßt nur Gideon Kohen nicht entkommen!«

Jacob Frank eilte nun auf die Straße, um den Kampf zu verhindern; zu ſpät, die Gegner, bereits handgemein geworden, lagen wie ein wirrer Knäuel ineinander, und die Uebermacht der Rabbiniten ließ ohne Mühe die bevorſtehende Niederlage der Sectirer erkennen.

Da Frank von der übermüthigen Demonſtration der jungen Leute keine Ahnung hatte und ſie auch vom ganzen Herzen mißbilligte, ſo verließ er niedergeſchlagen den Kampfplatz, wo ſeine bisher ſiegreiche Sache durch eine von ſeinen

Anhängern veranlaßte gemeine Schlägerei erniedrigt und entweiht wurde.

Das Ergebniß des Kampfes war für die Sabbathianer traurig genug.

Zwei von ihnen entflohen, drei Andere, darunter Meschullam, mußten aufs Erbärmlichste zugerichtet von der Wahlstätte getragen werden, Gideon Kohen überwältiget und zu Boden geworfen, wurde geknebelt und in das Haus des Rabbi gebracht.

Er blieb ein Gefangener in den Händen der Rabbiniten.

IX.

Was Thamar an Einem Abende erlebte.

»Der Dajan Nathan hat geschworen, den Gatten Nathan zu rächen!« Das war die Ansicht, welche man in der Gemeinde sich zuraunte und Nathans wüthender Ruf: »Gideon Kohen ist der Rädelsführer, laßt nur Gideon Kohen nicht entkommen!« drückte dieser Anschauung das Siegel der Untrüglichkeit auf.

Die alte Schwieger der unglücklichen Thamar ruhte nicht; die Nadelstiche, die sie dem Opfer ihrer Abneigung heimlich und tückisch versetzte, genügten ihr nicht mehr, sie griff zu einem Dolchstoße aus, benützte dazu die Waffe, welche ihr die Unvorsicht Gideons in die Hände lieferte.

Mirjam war die Feindin Thamars, in ihres Herzens Tiefe hatte sie sichs vorgenommen, die gehaßte Schnur auch in den Augen ihres Sohnes verhaßt zu machen und sie führte es aus.

Vergaß sie dabei, daß darunter auch die Ehre ihres Hauses litt? O nein, sie geda chtedessen, aber sobald ein Weib, um ein Vorhaben auszuführen, einen festen Entschluß faßt, so ist ihr nichts heilig, als dieser Entschluß.

Unglückliche Thamar! Wie viel hatte sie nicht schon in diesem Hause gelitten und was stand ihr zu leiden noch bevor?

Noch hatte sie keine frevle Handlung geübt und doch konnte sie nicht vor den rachedürstenden Gatten hintreten und zu ihm sprechen: »Ich bin schuldlos.«

Sie liebte Gideon, das war ihre Schuld als Gattin — sie hing im Herzen an der Lehre Sabbathai's, das war ihr Vergehen als Frau des Dajan.

Der Sieg, den Jacob Frank über die Rabbiniten davontrug, freute sie, aber sie durfte ihre Freude nicht offenbaren; die Drohungen, welche ihr Gatte darob ausstieß, ängstigten sie, und sie mußte ihre Angst verbergen.

Frau Mirjam, die recht gut wußte, was im Herzen ihrer Schnur vorging, peinigte und quälte sie, in der Hoffnung, die stille Duldsamkeit des Weibes bis zum Ausbruche des Zornes, bis zum offenen Widerstand zu reizen, und Thamar an den eigenen Gefühlen zur Verrätherin zu machen; aber bis jetzt war ihr dies nicht gelungen.

So kam der Sabbath, an dem der Uebermuth einiger junger Sectirer den Talmud den Flammen überlieferte.

Die Kunde von dem Attentat flog mit Windesschnelle durch die Gemeinde und gelangte somit auch in die Wohnung des ersten Dajan.

Frau Mirjam, darüber entsetzt, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und klagte: »Welche Gottlosigkeit ist auf einmal in unsere Gemeinde hereingebrochen. Der Herr sprach:

»Heiliget den Sabbath!« und sie entweihen ihn, indem sie Feuer anzünden, um das Gesetz zu verbrennen! Oh, daß meine Augen Thränenquellen wären und daß ich in meinem Haupte Wasser genug besäße, um darüber Tag und Nacht zu weinen!«

Nach diesem Erguße ihrer Frömmigkeit rief sie der Schnur.

»Weißt Du bereits das Entsetzliche was geschehen?« fuhr sie die todtbleiche Frau an; »doch wozu frage ich,« verbesserte sie boshaft die eigenen Worte, »Du hast es wahrscheinlich schon gewußt, bevor es geschah?«

Thamar fühlte das Gift der Rede, seufzte und erwiederte:

»Was Ihr da sagt, Mutter, ist wohl nur gesprochen, um zu den unzählbaren alten Kränkungen eine neue hinzuzufügen.«

»Heuchle nicht, gottvergessenes Weib,« fuhr die Alte sie an, »Du bist entlarvt: auch der Maulwurf gräbt im Finstern und glaubt sich sattsam versteckt, bis der Spaten ihn plötzlich an's Tageslicht wirft und den Unrath auf seinem Kopfe zeigt; die Hand aber, welche diesmal den Spaten geführt hat, war die meine.«

»Ich weiß es,« entgegnete Thamar mit dem Ausdrucke tiefer Kränkung, »ich habe nie gezweifelt, daß ich Euch allein alle Bitterkeiten des Lebens verdanke.«

»Verdienst Du es anders? Bist Du fromm, wie es dem Stande deines Mannes angemessen? Hast Du Dir als Gattin gar nichts vorzuwerfen? Antworte! Sprich: »Nein!« wenn Du es wagst.«

Arme Thamar! sie brachte das »Nein« nicht über ihre

Lippen; es fehlte ihr der Muth, die Anklage von ſich zu weiſen.

Das Peinliche der Scene wurde durch die Ankunft Nathans noch vermehrt.

Der Dajan trat aufgeregt und mit triumphirender Miene in die Stube.

»Gott iſt gerecht,« rief er, »und wenn er den Sündern auch einen Triumph gönnt, geſchieht es nur auf kurze Zeit. Drei der Miſſethäter ächzen unter den Schmerzen empfangener Züchtigungen. Gideon Kohen,« dabei warf er ſeiner Gattin einen entſetzlichen Blick zu, »befindet ſich in unſerer Gewalt und wir werden ihn richten, wie es einem ſolchen Sünder ziemt.«

Thamar bedurfte ihrer ganzen Kraft, um ſich aufrecht zu erhalten, denn daß Gideon ſich in der Gewalt ſeiner Feinde befand, wußte ſie bis jetzt noch nicht.

Was aber werden ſie mit ihm beginnen?

Dieſe im Geiſte an ſich geſtellte Frage beantwortete die boshafte Schadenfreude ihrer Schwieger.

»Dem Allmächtigen Dank und Lob!« rief dieſe mit emporgehaltenen Händen, »daß er den Frevler in die Hände des frommen Beth-Din geliefert, denn nun wird das verletzte Gebot gerächt werden. Oh, die Synagoge beſitzt Strafen, fürchterliche Leibesſtrafen, und dieſe wird ſie über den Sünder verhängen! Das Gericht Gottes ſoll das Haupt des ſtolzen Uebermuthes beugen wie Schilf, die Geißel des Küſters ſoll ſeinen Rücken blutig zerfleiſchen, zum abſchreckenden Beiſpiele für Seinesgleichen.«

Thamars Sinne hatten zu ſchwinden gedroht, doch jetzt raffte ſie ſich auf; die blutige Rachſucht der Alten flößte ihr

einen ſo mächtigen Abſcheu ein, daß ſie dadurch gleichſam zu ſich ſelbſt kam und Kraft zum Widerſtande fand.

»Warum freut Ihr Euch im Voraus des zerfleiſchten Rückens?« fragte ſie im Tone der tiefſten Verachtung, »euer leidend Auge wird ihn doch nicht ſchauen können?«

»Werd' ich ihn auch nicht ſehen,« rief die Alte mit fanatiſchem Eifer, »ſo werde ich doch hören. Das Ziſchen der Geißel in der Luft wird meinem Ohre Wohlklang, des Sünders Wehgeſchrei wird mir Sphärengeſang ſeyn. Du aber, Schändliche, wie kannſt Du Dich erfrechen, meines Augenübels zu ſpotten? Ehrſt Du ſo das Alter? Und Du, mein Sohn, Du biſt gegenwärtig und duldeſt es, daß dein ſündig Weib deine Mutter beleidigt?«

Nach dieſen Worten begann ſie zu ſchluchzen.

Der Dajan ſtreckte die Hand mit einer befehlenden Geberde gegen die Thür und heiſchte der Gattin zu: »Entferne Dich und reize meinen Zorn nicht noch ſtärker.«

Thamar ſammelte Muth, um auf den Gatten einen herausfordernden Blick zu richten und ſagte dann:

»Ich kenne den Gehorſam, den ich Dir als meinem Manne ſchuldig bin; drei lange Jahre hab' ich die Quälereien deiner Mutter ertragen, jetzt iſt das Maß voll, der Gehorſam wird in den Thränen, die ich heimlich vergoß, untergehen.«

Damit verließ ſie die Stube.

Nathan Tomerein ſah ihr betroffen nach, die Drohung des ſonſt ſchwachen Weibes verblüffte ihn.

»Ich hab' Dich ſtets gewarnt,« knirſchte die Mutter, »nun aber hörſt Du ſelbſt das Ziſchen der Schlange, die Du an deinem Herzen erwärmt haſt.«

»Iſt's dem ſo,« verſetzte Dajan finſter, »dann werde

ich die Kraft finden, sie von mir zu schleudern und mit der Fußsohle zu zertreten.«

— — — — — — — — — — —

Thamar hatte sich in ihrer Stube eingeschlossen, doch that sie dies nicht aus Furcht, denn wen man verachtet, den fürchtet man nicht, sie wollte ungestört seyn, um sich mit der Lage Gideons zu beschäftigen.

Der junge Mann befand sich in der Gewalt seiner Feinde, was seiner wartete, hatte die rachedürstende Alte laut ausgesprochen: eine peinvolle, erniedrigende, demüthigende Buße!

Je länger Thamar darüber nachsann, desto mehr fühlte sie das Bedürfniß, den Gefangenen von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, damit er ihr und der Schmach zu entrinnen versuche.

Die Frucht ihres mehrstündigen Nachdenkens war der Entschluß, jede Mittelsperson zu vermeiden, selbst in der Nacht aus dem Hause zu schleichen, und sich zur Synagoge zu begeben, wo man dergleichen Missethäter festhielt, um sie am nächsten oder längstens zweitnächsten Tage der Buße zu unterwerfen.

Als es daher im Hause ruhig geworden war, schritt sie rasch zur Ausführung ihres Entschlusses. Sie hüllte sich in ein Tuch, öffnete das Fenster, und ohne erst ihre Stube zu erschließen, stieg sie hinaus und eilte dann beschwingten Schrittes ihrem Ziele zu.

Ihr Weg war kein weiter, denn an die Straße, wo sie wohnte, stieß der rückwärtige Theil des Gartens, der zum Schulhause gehörte.

Der Zaun, der jenen umfriedete, erfreute sich mehrer bequemer Oeffnungen, erzeugt von der Kaminietzer Schulju-

gend, die sich das Obst aus dem Gemeindegarten gar wohl schmecken ließ.

Thamar schlüpfte ohne Mühe in den Garten und von hier aus in den Schulhof.

In diesem befand sich zwischen dem Gemeindebad und der Synagoge ein festgemauertes Kämmerlein, wo man verschiedenes unbrauchbar gewordenes Schulgeräth aufbewahrte; eine niedere aber sehr massive Eichenthür verwahrte den Eingang und verlieh diesem Behältnisse die Eigenschaft, zeitweilig den Dienst eines Gefängnisses zu versehen. Statt des Fensters diente eine in der Thür angebrachte Oeffnung, einen Schuh im Geviert groß, mit zwei Eisenstäben verwahrt, die aber nicht kreuzweise übereinanderlagen, sondern parallel liefen.

Auf den ersten leisen Ruf der jungen Frau erschien der Gefangene an dieser Oeffnung.

»Du bist es, Thamar,« sagte Gideon, die Geliebte erkennend, in freudiger Erregung; »welch kostbare Ueberraschung! Für solchen Beweis deiner Liebe erbiete ich mich, nebst dem jerusalemitanischen auch noch den babylonischen Talmud zu verbrennen —«

»Du scherzest, Gideon, in deiner Lage!«

Der junge Mann lachte.

»Soll ich etwa trauern,« erwiederte er heiter, »weil die Rabbiniten sich die Mühe genommen haben mich einzusperren? Sie werden mich wieder frei geben!«

»Aber sicher nicht, ohne sich empfindlich gerächt zu haben. Sie werden Dich mißhandeln.«

»Doch nicht mit Gewalt?«

»Warum nicht? Unter dem Namen Kirchenbuße können sie jede Züchtigung über Dich verhängen.«

»Sie sollen's versuchen!«

»Sie werden es. Ich weiß es bereits aus dem Munde meiner Schwieger und kam hieher, Dich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen.«

Gideon war unruhig geworden.

»Eine körperliche Züchtigung,« rief er, »es wär' abſcheulich! Ich bin bereit für meine religiöſe Ueberzeugung den Scheiterhaufen zu beſteigen, allein ſolche Schmach, ſolche entehrende Züchtigung, ſie würde mich raſend machen.«

»Du mußt entweder entfliehen, oder auf das Schlimmſte gefaßt ſeyn.«

Gideon verſtummte, der Ernſt ſeiner Lage zwang ihn zum Nachdenken.

Nach einigen Minuten brach er das Schweigen.

»Deine liebevolle Aufopferung, Thamar,« ſagte er, »gibt mir den Muth, an Dich eine Bitte zu richten. Vollende dein Liebeswerk, begib Dich zu Frank, und ſetze ihn von meiner Lage in Kenntniß; er wird wiſſen, was zu geſchehen hat, damit ich der Rache der Rabbiniten entzogen werde. Wozu er räth, das ſoll geſchehen, was er beſchließt, dem werde ich mich fügen.«

Die junge Frau erklärte ſich bereit, auch dieſen Weg anzutreten, Gideon zog durch das Gitter ihre Hand an ſeinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen.

»Leb wohl, Geliebte,« liſpelte er; »was mir auch bevorſtehe, den heutigen Tag zähle ich zu meinen glücklichſten, denn er überzeugte mich, wie ſehr Du mich liebſt.«

»Bedurfteſt Du noch einer Ueberzeugung?« fragte Thamar, »weißt Du nicht ſchon längſt, daß nicht nur Bande des Glaubens, ſondern auch des Herzens mich zu Dir ziehen, und daß nur das mächtige Gebot der Pflicht mich zwingt, dieſem

Zuge zu widerſtehen? Leb wohl, Gideon, der Herr möge Dich beſchützen und Dir die Kraft verleihen, Dich zu mäßigen. Du haſt unüberlegt gehandelt, dein jugendlicher Ungeſtüm verleitete Dich zu einer That, die wer weiß welche Folge nach ſich ziehen wird. Was aber auch immer komme, bleib ein Mann, damit der Triumph unſerer Feinde kein vollkommener werde.«

Nach dieſen Worten verließ die junge Frau den Schulhof und begab ſich wieder durch den Garten gegen die Wohnung Jacob Frank's.

Die Nacht war kalt und finſter, die Thurmuhr verkündete die zehnte Stunde, als Thamar bei dem kleinen Häuschen des Sectirers anlangte, wo ſie nach kurzem Klopfen ohne Mühe Einlaß erlangte.

Frank war noch wach, er ſaß an einem mit mächtigen Folianten bedeckten Tiſche und ſtudirte.

Der ſpäte Beſuch der jungen Frau überraſchte ihn, — nicht ſo, was er von ihr erfuhr.

»Ich zweifelte keinen Augenblick,« erwiederte er auf Thamars Darſtellung, »daß Gideon zum Opfer rabbinitiſchen Fanatismus auserſehen ſey, halte es jedoch für zweckmäßig, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Es gäbe in dieſem Momente nur Ein Mittel, ihn zu befreien, Gewalt — und dieſe anzuwenden, liegt mir ferne. Gideon muß dulden, was die Feinde über ihn verhängen; aus ſeiner Demüthigung wird der Triumph unſeres Bundes keimen, die fanatiſche Rachſucht der Rabbiniten wird dem Boden als Dünger dienen, um die Blume um ſo ſchneller erblühen zu machen. Uebrigens darf Gideon nicht vergeſſen, daß er, was geſchah, muthwillig heraufbeſchwor; ſein Thun, eben ſo übermüthig wie herausfordernd, wird von mir mißbilliget, wenn es unſerer Sache auch förderlich ſeyn ſollte.«

Während der Viertelſtunde, die Thamar bei Jacob Frank zubrachte, erſchienen vor deſſen Hauſe zwei in Mäntel vermummte Männer, welche ſorgſam umherſpähten und das Haus katzenartig umſchlichen.

»In der Vorſtube brennt noch Licht,« bemerkte leiſe der Eine, worauf der Andere verſetzte: »Der Jude wird wahrſcheinlich ſo wie geſtern wieder über ſeinen Büchern her ſeyn.«

»Was nützt uns der Jude, wenn wir heute ſo wie geſtern von ihr nichts entdecken.«

Sie hält ſich vielleicht im Keller oder auf dem Boden verborgen, man ſagt, ſie ſey eben ſo ſchlau als vorſichtig.«

»Kennſt Du ſie perſönlich?«

»Woher ſoll ich ſie kennen? Ich ſah ſie ſo wenig wie Du, ich erfuhr nur, daß ſie als Jüdin verkappt in dieſer Hütte lebt und das reicht hin. Mein Auge iſt ſcharf genug, eine Gräfin auch unter den Gewändern einer Jüdin zu erkennen.«

»Still, ich höre Geräuſch — die Thür geht auf —«

»Eine Frauengeſtalt tritt heraus — ſie eilt fort — beim Teufel, ſie iſt's in dem Kleide einer Jüdin!«

Die beiden Vermummten ſetzten ſich in Bewegung — nur wenige Secunden und ſie warfen ſich auf die ahnungsloſe Frau.

Bevor Thamar — denn ſie war es, die aus dem Hauſe Frank's kam — nur einen Laut hervorſtieß, fühlte ſie ihren Mund mit einem dichten Tuche umwunden, eine zweite Binde blendete ihre Augen, dann wurde ſie rechts und links an den Armen gefaßt und trotz ihres Wehrens und Sträubens fortgezogen, mit einer Schnelle, welcher ihre Füße kaum folgen konnten.

Arme Thamar! im Hauſe ihres Gatten vermißte man ſie bereits, dort hatte man die von innen verſperrte Thür bereits geſprengt und die Stube leer und das Fenſter offen gefunden.

Nathan Tomerein zitterte vor Schreck und Zorn — Frau Mirjam ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus mit den Worten jener Propheten, die einſt über das gottloſe Jeruſalem donnerten.

X.

Nathan Tomerein, Gideon, Frank und die Gräfin Kaſſakowska nach Thamars Verſchwinden.

Am nächſten Morgen gab es in Kaminietz viel Gerede und großes Kopfſchütteln.

Das Verſchwinden der Gattin des Dajan trat in den Vordergrund und verdrängte in etwas die Aufmerkſamkeit von dem religiöſen Conflict, der die Gemüther bisher faſt ausſchließlich beſchäftigte.

Der Zuſtand, in dem man Thamars Stube fand, bewies, daß die Entfernung aus dem Hauſe ihres Gatten eine freiwillige war.

Die Thüre von innen verriegelt, das Fenſter wohl offen, aber ſonſt keine Spur einer Entfremdung oder einer Gewaltthätigkeit.

Wohin aber hatte ſich die junge Frau begeben? Wo befand ſie ſich?

Die Rabbiniten, welche jetzt von den ſündhaften Sympathien Thamars für ihre Glaubensfeinde ganz offen ſprachen, behaupteten, die Frau des Dajan ſey ihrem Manne wegen der Verfolgung ihres Geliebten durchgegangen und halte ſich bei

irgend einem Geſinnungsgenoſſen verborgen, um, wenn Gideon erſt frei geworden, ihm ihre ehebrecheriſchen Arme zu erſchließen; die Sabbathianer dagegen wollten wiſſen, die unglückliche Frau habe in den Wellen der Smotriza oder vielleicht gar in der Tiefe des Dniepers einen verzweiflungsvollen Tod geſucht, vor den Quälereien ihrer blinden Schwiegermutter und vor dem orthodoxen Fanatismus ihres Mannes; eine Gottesſtrafe, die den Dajan mit um ſo größerem Rechte und zwar zur gelegenſten Zeit traf, da er zu den erbittertſten Gegnern der Sabbathianer gehöre und der Hauptveranlaſſer ihrer Verfolgung war.

Jede dieſer Anſichten brachte bei dem verlaſſenen Gatten eine andere Wirkung hervor; die erſte erfüllte ihn mit Eiferſucht, die andere mit Schreck, beide zuſammen aber trieben ihn an den Rand der Verzweiflung, denn die Ehre und der Ruf ſeines Hauſes waren vernichtet, aller häusliche Zwieſpalt und alle Uneinigkeit, die er bisher um ſeines Anſehens Willen vor den Augen der Welt verborgen hielt, waren plötzlich ans Tageslicht getreten.

Nicht minder groß wie die Beſtürzung des Sohnes war auch die der Mutter.

Die Alte wußte ſehr wohl, daß man einen großen Theil der Schuld ihr zumeſſen werde und ſuchte ſich im Voraus dagegen zu verwahren.

Um die Nachbarn irre zu führen, heulte ſie, weinte und klagte.

Wer ſie an dem Morgen nach Thamars Verſchwinden anhörte, hätte meinen ſollen, ihr ſey ein einziges, vielgeliebtes Kind in Verluſt gerathen.

„Gott allmächtiger!“ klagte die gottesfürchtige Heuchlerin, „was werde ich anfangen ohne meine Tochter? was wird

mein Sohn beginnen ohne Weib? Was haben wir beide verbrochen, daß ſo großes Leid über unſer Haus gekommen iſt? Thamar, Thamar, was haſt Du uns angethan? Warum haſt Du Dich in die Gewalt der Schedin (böſe Geiſter) begeben, warum von den böſen Maſikin Dich bethören laſſen?«

Das Gerede über das Tagesereigniß befand ſich noch immer im Zunehmen, als zwei an ſich unbedeutende Ereigniſſe die Wogen noch höher anſchwellten.

Eine alte Jüdin, die im Laufe des Vormittags hinter dem Zaune des Schulgartens vorüberging, bemerkte in der zum Durchſchlüpfen vorhandenen Oeffnung an einem Dorn hängend ein violettes Seidenband.

Die Alte betrachtete aufmerkſam das Band, verfiel in Nachdenken und als erleuchte ſich plötzlich ihr Auge, ſchrie ſie ob einer gemachten Entdeckung freudig auf und lief dann ſpornſtreichs zu Nathan Tomerein.

Sie hatte ſich nicht getäuſcht — das von ihr vorgezeigte Band wurde als zur Thamars Haube gehörend erkannt.

Der Fund und der Ort, wo er geſchah, verſetzten die Combination in eine weitere Thätigkeit, deren Reſultat — Thamar habe in der Nacht ihren eingekerkerten Geliebten im Schulhof beſucht — der Anſchauung der Rabbiniten einen großen Vorſprung leiſtete.

Dabei blieb es jedoch nicht.

Eine Stunde ſpäter verbreitete ſich die Nachricht, es ſey von einem Knechte am diesſeitigen Ufer der Smotriza ein Tuch gefunden worden, welches von Nathan Tomerein als das ſeiner Gattin erkannt wurde.

Auf dieſe Thatſache geſtützt, gewann wieder die Anſchauung der Sectirer an Wahrſcheinlichkeit, denn das Tuch

am Ufer des Fluſſes, was konnte es ſonſt anzeigen, als daß die Eigenthümerin ſich in den Wellen begraben habe?

Um aber auch das gefundene Band mit in die Combination zu ziehen, fand zwiſchen beiden Anſichten eine Art von Ausgleichung ſtatt und man einigte ſich in der Hauptſache dahin, daß Thamar, nachdem ſie das Haus ihres Gatten verlaſſen, von ihrem Geliebten Abſchied nahm und dann ſich den Tod gab.

Und Gideon und Frank, was ſagten ſie, ſprachen ſie kein Wort?

Gideon Kohen, von dem Rabbi befragt, läugnete jeden Beſuch Thamars. Als man ihm ſagte, die junge Frau ſey aus dem Hauſe ihres Mannes geflohen, verſetzte er trocken:

»Wenn Thamar aus dem Hauſe ihres Gatten fort iſt, wird ſie muthmaßlich ihre Gründe dazu haben.«

Der Rabbi wies ihm das Seidenband, nannte den Ort wo es gefunden wurde, und begründete damit die Behauptung, daß Thamar in der Nacht im Schulhof geweſen ſey.

Darauf entgegnete Gideon:

»Was Ihr da ſagt, iſt immerhin möglich, vielleicht iſt ſie heimlich in die Mikweh (ins Bad) gegangen.«

»Du Porſche Iſroel (Abtrünniger Israels), Du weißt nicht einmal, daß keine Frau zur Nachtzeit in die Tuck geht!«

»Richtig,« antwortete Gideon mit Ruhe, »darauf habe ich vergeſſen: demnach wird das Seidenband auf eine andere Weiſe an den Dorn gekommen ſeyn.«

»Auf welche andere Weiſe?« fragte der Rabbi lauernd.

»Was kümmert das mich? Werde ich dafür bezahlt, daß ich Scheile's paskene ſoll? (daß ich zwieſpältige Fragen entſcheide) dazu ſeyd Ihr da und der Dajan!«

Der Rabbi knirſchte mit den Zähnen, warf dem Sabbathianer vernichtende Blicke zu und ſagte:

»Der Anfang deiner Worte war Bosheit, das Ende iſt Narrheit. Wenn ein Weiſer mit einem Narren zu handeln kommt, ſo hat er nicht Ruhe. Ein loſer Menſch geht mit verkehrtem Munde, trachtet allezeit Böſes in ſeinem Herzen und richtet Hader an; darum wird ſein Unfall plötzlich kommen, er wird zerbrochen werden und keine Hilfe wird da ſeyn.«

Darauf entgegnete Gideon:

»Die Worte, ſo Ihr geſprochen, habt Ihr dem Könige Salomon abgeborgt, ohne ihm dafür eine Entſchädigung zu zahlen und das iſt nicht recht. Da Ihr das edle Gewerbe erkoren habt, von anderer Leute Dummheit zu leben, ſo ſeyd Ihr ganz und gar nicht befugt, Euch mit fremder Weisheit zu ſchmücken.«

Der Rabbi ging zornig hinweg von der Thüre, durch deren Oeffnung er mit dem Gefangenen geſprochen, ſo wie Thamar in der Nacht es gethan.

Und Jacob Frank, was ſagte er zu dem Verſchwinden der jungen Frau, die doch in der Nacht heimlich bei ihm zu Beſuche war, um die Bitte Gideons zu erfüllen?

Es iſt unbeſtreitbar, daß dem gelehrten Sabbathianer der Vorfall am räthſelhafteſten erſchien, und daß er den nächtlichen Beſuch Thamars ſicher nicht verſchwiegen hätte, würden nicht Umſtände hinzugetreten ſeyn, die ihm jede Mittheilung verwehrten.

Bevor er an dem oftерwähnten Vormittage aus dem Hauſe ging, ließ ihn die Gräfin Kaſſakowska zu ſich erſuchen.

Die Dame, nachdem ſie den Juden Platz zu nehmen erſucht hatte, eröffnete die Unterhaltung.

»Ich habe mit Euch zu ſprechen, Frank,« begann ſie, »und zwar will ich vor Allem Euch für die freundliche Aufnahme in eurem Hauſe danken.«

»Dieſer Dank, gnädige Frau, gereicht mir blos deshalb nicht zum Vergnügen, weil er mich befürchten läßt, daß er Ihrer Anweſenheit bei mir ein Ende macht.«

»So iſt es auch, Frank. Die Umſtände, oder deutlicher geſprochen, die Ruſſen zwingen mich von hier fort; mein Aufenthalt und meine Maske ſind ihnen verrathen.«

»Sie erſchrecken mich, gnädige Frau! Ich habe doch keine Vorſicht außer Acht gelaſſen, um Ihr Geheimniß zu bewahren.«

»Beruhiget Euch, Ihr und die Euern ſeyd unſchuldig an dem Verrathe; ich anerkenne die Sorgfalt und Treue, die Ihr mir gewidmet, und unterſchätze die Gefahr nicht, ſo meine Anweſenheit in eurem Hauſe Euch gebracht. Der Verrath muß diesmal von außen gekommen ſeyn; ach, in einem Lande, welches wie unſer unglückliches Vaterland ſo vielfach von Parteien zerklüftet iſt, kann dergleichen nicht Wunder nehmen.«

»Wie aber ſind Sie, gnädigſte Frau, zur Kenntniß deſſen gelangt? Von wem erhielten Sie die Anzeichen des Verrathes?«

Die Gräfin antwortete: »Das Ereigniß der heutigen Nacht verſchaffte mir die Gewißheit.«

Frank ſtaunte.

»Das Ereigniß der heutigen Nacht?« fragte er verwundert.

»Ihr hattet heute Nacht weiblichen Beſuch?«

»So iſt es, gnädige Frau.«

»Das Weib, das bei Euch war, iſt dieſen Morgen nirgends zu finden.«

»Sie wiſſen bereits?«

»Ich bin noch nicht zu Ende, mein Lieber, ich glaube ſogar zu wiſſen, wohin jenes Weib gekommen iſt.«

Frank ſtaunte noch mehr.

»Jenes Weib wurde entführt.«

»Entführt?«

»Ja, mein Lieber, mit Gewalt entführt und zwar von Ruſſen.«

»Von Ruſſen?«

»Welche die Arme für die Gräfin Kaſſakowska hielten. Mein Diener bemerkte ſchon ſeit zwei Abenden verdächtige Geſichter euer Haus umſchleichen und meldete es mir. Ich machte mich auf einen Gewaltſtreich gefaßt, traf meine Vorkehrungen, und Ihr möget mir's glauben, der Angriff, hätten ſie ihn unternommen, wäre ihnen hoch genug zu ſtehen gekommen; ein Zufall erſparte mir ihn, indem er die moskowitiſchen Söldlinge einen falſchen Griff thun ließ; um ſo beſſer, ich wechsle indeſſen meinen Aufenthalt und es gibt ihnen wieder eine Weile zu ſchaffen, bis ſie ihn neuerlichſt erſpähen.«

»Ihre Mittheilung, gnädige Frau, macht mir einerſeits Kummer, denn ich erfahre, daß Sie mein Haus bald verlaſſen werden, anderſeits verſchafft ſie mir wieder einige Beruhigung in Bezug auf das Schickſal der armen Entführten. Die Ruſſen werden nur zu bald ihren Irrthum einſehen und ihr die Freiheit wieder ſchenken.«

»Je nachdem!« meinte die Gräfin bedenklich.

»Sie zweifeln daran?« fragte Frank faſt ängſtlich.

»Wenn das Weib jung und hübſch iſt, dürfte die Gefahr für ſie, wenn auch anderer Art, doch nicht minder groß

ſeyn. Ich kenne den Mann, dem ſie überliefert wird, und bedaure im Voraus das Geſchick der Frau, die in ſeiner Gewalt ſich befindet.«

»Arme Thamar!« rief Frank von Mitleid erfüllt, doch als habe ſich ihm eine Hoffnung offenbart, ſetzte er raſch hinzu: »Nein, nein, ich kann es nicht glauben, daß ein Mann und wärs auch ein Ruſſe, die Uebermacht, ſo das Geſchick in ſeine Hände gelegt, einer armen Jüdin gegenüber ſo mißbrauchen könnte!«

»Auch ich,« erwiederte die Gräfin, »würde Aehnliches erwarten, wenn dieſe arme Jüdin alt und häßlich wäre, euer Schreck und Schweigen verrathen mir jedoch das Gegentheil und deshalb befürchte ich Arges. Die Leidenſchaft läßt ſich keine Schranken ſetzen, ſie überſchreitet Geburt und Rang, Glauben und Nationalität. Selbſt die Chronik unſeres Vaterlandes weiß hievon manches Beiſpiel zu erzählen, und wenn Ihr zum Beiſpiel nur an Caſimir den Großen, den Letzten der Piaſten, denkt, ſo müßt Ihr auch der ſchönen Jüdin gedenken.«

»Ich kenne die Geſchichte,« fiel Frank der Gräfin etwas eifrig in die Rede und verrieth auffallend die Abſicht, das Geſpräch von dieſem Stoffe abzulenken, »doch möchte ich Beiſpiele vergangener Jahrhunderte auf unſere Zeit nicht anwenden. Meiner Meinung nach ziemt es ſich jetzt, dem Gatten der Entführten die nöthige Aufklärung zu geben, damit er ſeiner Frau die Freiheit verſchaffe.«

»Wenn ich damit einverſtanden wäre,« rief die Edeldame lächelnd, »was jedoch nicht der Fall iſt.«

Frank blickte ſie fragend an.

»Ich bin an dem Vorfalle unſchuldig,« fuhr die Gräfin raſch fort, »da er jedoch einmal vorhanden iſt, ſo will ich ihn auch ausbeuten. Ich denke wie folgt: Entweder Thamar wird

ihrem Manne zurückgeſendet oder nicht. Geſchieht Erſteres, ſo bedarf dieſer eurer Aufklärung nicht, weil er ſie dann ſchon von ſeinem Weibe erhalten wird; geſchieht letzteres, dann erheiſcht es mein und des Vaterlandes Intereſſe, daß Thamar dort verbleibe, wo ſie ſich befindet, weil ſie uns dort von Nutzen ſeyn kann. Eine kluge Frau im Lager des Feindes vermag beſſere Dienſte zu leiſten, als zehn Kundſchafter, beſonders wenn ſie es ſich angelegen ſeyn läßt, den Herrn zum Sclaven zu machen. Dieſer Grund veranlaßt mich, den Ort, wo Thamar ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach befindet, nicht zu nennen, denn wir werden, ſobald ich es für zweckmäßig erachte, mit ihr in Verbindung treten, in welcher Weiſe, vermag ich jetzt noch nicht zu beſtimmen. Mein Verfahren mag Euch im erſten Augenblicke auffallend dünken, wenn Ihr jedoch bedenkt, daß ich nicht ſelbſtſüchtige Zwecke verfolge, ſondern daß alle meine Mühen und Anſtrengungen einzig und allein dem Wohle und der Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes gewidmet ſind, wenn Ihr erwägt, wie einem großen, erhabenen Zwecke gegenüber die Wünſche und Beſtrebungen Einzelner in den Hintergrund treten müſſen, dann werdet Ihr was ich unternehme oder unterlaſſe, ſicher nicht tadeln. Frank, Ihr ſeyd ein Mann von Verſtand und Gefühl, ich kann es unmöglich glauben, daß Ihr gegenüber den Gefahren, die der Freiheit unſeres Vaterlandes drohen, kalt geblieben; Ihr ſeyd nur vorſichtiger, weil auf den Juden die ſchwere Hand eines ſiegenden Gegners doppelt fällt, und ich kann Euch darob nicht tadeln; die Gefahren ſind groß, mannigfach, und drängen zum Handeln, darum ſprecht offen, kann ich auf Euch und die Euren zählen?«

»Auf mich, ja; auf die Meinen? Ich leiſte keine beſtimmte Zuſage, doch hoffe ich es. Ich fürchte nur, unſer Bei-

ſtand wird Ihnen wenig fruchten, ich überſchaue die Lage mit kälterem Blute, daher mit richtigerem Blicke wie Sie, gnädige Frau, und ich finde nirgends einen grünen Hoffnungszweig. Der Moskowiter iſt zu mächtig an Menſchen und Gold; unſer König, zu ſchwach, fürchtet die Czarin und denkt nicht daran die Verfaſſung gegenüber den Uebergriffen Rußlands zu ſchützen; der Adel im Lande iſt uneinig zum Theile beſtechlich, der wilde Bauer weiß nicht, um was ſichs handelt und flucht nur über die Bedrückungen des Edelherrn, die Bürger, ach gäbe es einen freien Bürgerſtand in Polen, es wäre nicht ſo weit gekommen! Der Zuſtand iſt traurig, hoffnungslos.«

»Und wäre er zehnmal trauriger, noch hoffnungsloſer als er ſchon iſt,« verſetzte die Gräfin feurig, »wir dürfen nicht verzagen, wir dürfen den theuern Kranken nicht aufgeben. Je größer die Gefahr, um ſo ehrenvoller der Kampf, um ſo glorreicher der Sieg. Verrätheriſche Seelen, feige Memmen legen die Hände in den Schooß, der Patriot ruht nicht, und verzagt nie; er iſt wie der Arzt, der ſeinen Kranken nicht aufgibt, nur im ſchlimmſten Falle wird er dem Beiſpiele des Arztes untreu, denn der echte Patriot läßt den theuern Todten nicht zu Grabe tragen ohne ſich mit ihm zu begraben.

Frank betrachtete mit Wohlgefallen die begeiſterte Frau.

»Ich bewundere Ihren männlichen Geiſt, gnädige Gräfin, und beuge mich ehrfürchtig vor den erhabenen Gefühlen, die Sie beſeelen.

»Ich wünſche keine Bewunderung, ſondern Aufrichtigkeit, ich verlange von Euch nicht Demuth, ſondern Anhänglichkeit. Gewährt mir dies, und ich werde die Stunde ſegnen, wo ich Euch kennen lernte.«

Sie reichte dem Juden huldvoll die Hand, die er ehrfürchtig ergriff und an ſeine Lippen führte.

XI.

Scenen in der Synagoge. Buße und Bann.

Ungeachtet des Unglückes, welches ihn getroffen, milderten sich die Gefühle Nathan Tomerein's doch nicht, die Rachsucht glühte wie vor, ja, ihr Feuer war schier noch tiefer dringend geworden, denn seiner Ueberzeugung nach trug Gideon allein an seinem häuslichem Unglücke Schuld.

Thamars Gatte war es daher, der die andern Glieerd des rabbinitischen Tribunals, welches wegen der Wichtigkeit der zu entscheidenden Frage auf zehn Personen verstärkt wurde, aufstachelte, die mäßigen oder vermittelnden Stimmen übertäubte und einen Beschluß durchsetzte, der in nichts Geringerem bestand, als in der Verurtheilung Gideons wegen Uebertretung religiöser Gebote, wegen Religionsstörung und gegebenen öffentlichen Aergernisses zu einer körperlichen Züchtigung in der Synagoge, ferner in der gleichzeitigen feierlichen Verkündigung des »großen Bannes« über Jacob Frank und alle jene, die seiner Lehre anhingen.

Und als das rabbinitische Tribunal diese große That beschlossen hatte, beeilte es sich auch, deren Ausführung zu beschleunigen und der nächste Donnerstag — ein halber Fasttag — war zu dem frommen Werke ausersehen.

Noch nie waren die Kaminietzer Juden dem Rufe ihres Schulklopfers mit solcher Spannung gefolgt, wie an dem erwähnten Tage. Die drei Schläge seines hölzernen Hammers an

die Hausthüren, welche zum Frühgottesdienste riefen, machten alle Herzen erbeben, die einen aus Freude, die anderen aus Leid. Für die Rabbiniten war's ein Fest- für die Sabbathianer ein Trauertag.

Begaben sich die Sectirer an diesem Morgen ebenfalls in die Synagoge? Vergrößerten sie durch ihre Anwesenheit den Triumph der Rabbiniten?

Ja, sie thaten es auf Frank's ausdrücklichen Befehl.

Noch mehr, sie hatten von ihm die Weisung erhalten, nicht nur dem Gottesdienste anzuwohnen, sondern auch sich jeder Einsprache, jeder Gewaltthat zu enthalten und die Gegner in ihrem Thun gewähren zu lassen.

»Lassen wir sie ihr Werk vollführen,« schloß der gelehrte Sectirer seine eindringliche Mahnung, »wenn sie zu Ende sind, haben sie alle ihre Pfeile entsendet, dann werden wir unser Werk beginnen!«

Und die Sectirer fügten sich, obgleich mit schweren Herzen.

Die Synagoge hatte sich gefüllt wie an einem großen Festtage, oben die Frauen, unten die Männer. Das Gebet begann in einer besonders feierlichen Stimmung.

Auch Gideon Kohen mußte dem Gottesdienste beiwohnen, aber nicht auf dem Sitze, der ihm gehörte, sondern in einem Winkel nahe am Eingange, wo gewöhnlich die reisenden Bettler ihren Platz erhielten; dort mußte der junge Mann stehen, angethan mit dem weißen Sterbehemd; der Büßer mußte heute das Kleid anhaben, das sonst nur am Bußtage getragen wird.

Er stand da stumm und blaß; während des ganzen Gebetes sah man nicht, daß seine Lippen sich bewegten.

Der Gottesdienst ging zu Ende, der Vorbeter sprach das

letzte Wort, doch Alles blieb auf den Sitzen, Niemand entfernte sich; der Augenblick, wo der Beschluß des rabbinitischen Tribunals ausgeführt werden sollte, war gekommen.

In der Synagoge herrschte Leichenstille, peinliche Augenblicke traten ein.

Plötzlich ertönte der Name: »Gideon Kohen!«

Es war die Stimme des Rabbi, die den Sünder vor die zehn Richter des Tribunals rief, welche in einer Reihe dasaßen.

Der junge Mann mit zornsprühendem Blicke und todtbleichem Gesichte näherte sich den Männern.

Grimm durchleuchtete sein ganzes Wesen, man glaubte jeden Augenblick, die Empörung gegen die Rabbinen werde offen hervorbrechen; aber man täuschte sich, der Verurtheilte legte eine größere Kraft als die des selbsthelfenden Widerstandes an den Tag, die Kraft der — Selbstüberwindung; er knechtete seinen Willen und gehorchte dem Wunsche des Meisters.

»Gideon Kohen,« nahm Rabbi Gedalja in feierlicher Weise das Wort, »wir sind hier versammelt, um das über Dich gesprochene Urtheil zu vollziehen. Die Sünden, so Du vor den Augen Hunderter von Zeugen auf freier Straße begangen; das öffentliche Aergerniß, so Du gegeben, schreien laut nach Sühne und sie soll ihnen jetzt werden. Der Beth-Din verurtheilt Dich zu der körperlichen Züchtigung, wie sie nach alter Sitte an allen Religionsstörern in Israel vollzogen wurde, ferner zu der Selbstdemüthigung vor den Augen der Gemeinde. Diese Buße wird Dich reinigen und Dich befähigen, wie vor ein Glied der Gemeinde zu seyn.«

Auf diese Anrede erfolgte eine kurze Pause, dann begann

Gideon zu ſprechen, anfangs mit zitternder, je länger er jedoch ſprach, mit immer kräftiger werdender Stimme:

»Ihr verkündet mir ein Urtheil des Beth-Din, darauf erwiedere ich Euch, daß ich eine peinliche Gerichtsbarkeit des Beth-Din nicht anerkenne. Habe ich gefehlt, bin ich einer Religionsſtörung ſchuldig, ſo überliefert mich der weltlichen Juſtiz, ein geiſtliches Gericht anerkenne ich nicht, ſo wie ich überhaupt den Rabbinen jede Gerichtsbarkeit abſtreite. *) Ihr habt mich in das Sterbehemd geſteckt und zwingt mich zur Buße. Ja, Ihr zwingt mich, denn ich bin nicht freiwillig hier, ſondern kraft der Uebermacht, kraft der Gewalt, die Ihr mir anthun würdet, wenn ich euren Beſchlüſſen nicht Folge leiſtete. Jeder Buße muß die Reue vorangehen; ich aber erkläre hier feierlich, daß ich, was ich gethan, nicht bereue, daß ich den Talmud hundertmal und tauſendmal verbrennungswürdig finde.«

Ein Wuthgeſchrei der Rabbiniten verſchlang Gideons Stimme, drohend geballte Fäuſte erhoben ſich gegen ihn, mehre der Wüthenden ſchrien: »Steiniget ihn, ſteiniget ihn!«

Die Sabbathianer, an ihren wuthbleichen Geſichtern hätte man jeden einzelnen herausfinden können, regten ſich nicht.

Nur zeitweilig wendete ſich einer oder der andere von ihnen zur Stelle, wo Jacob Frank ſtand, und warf ihm einen

*) Als Kaiſer Napoleon I. im Jahre 1806 zur Reformirung der Juden in Frankreich eine Verſammlung gebildeter Juden aus dem ganzen Lande zuſammenberief, wurde unter den zwölf von den jüdiſchen Deputirten zu beantwortenden Fragen auch die vorgelegt: »Welche Gerichtsbarkeit ſteht den Rabbinen zu?« worauf die Antwort erfolgte: »Den Rabbinen ſteht gar keine Gerichtsbarkeit zu, das Geſetz kennt keine.« Auf eine fernere Frage lautete die Antwort: »*Alles, was* die Rabbinen betrifft, iſt nur herkömmlich.«

Blick zu, in dem die Frage lag: Und dies ſollen wir widerſtandslos dulden?

Aber auch Jacob Frank regte ſich nicht, er ſchien wie zur Bildſäule verſteinert, ſein Antlitz war bleich wie Marmor.

Rabbi Gedalja hatte Mühe, die Ruhe wieder herzuſtellen.

»Ich begreife eure heilige Entrüſtung, meine Brüder,« ſagte er beſänftigend, »aber ich bitte Euch, vergeßt die geweihte Stätte nicht, wo wir uns befinden, und den frommen Zweck, der uns hier verſammelte.«

Dann zu Gideon ſich wendend fuhr er fort:

»Deinen Einwendungen kann kein Gehör geſchenkt werden; mit einem Juden, der die Autorität des Talmuds läugnet, läßt ſich über Gottesgebot oder Verbot nicht ſtreiten. Uebrigens biſt Du zu jung und zu wenig gelehrt, um in ſolchen Dingen ſelbſtſtändig ein richtig Urtheil abgeben zu können, Du redeſt nur nach, was Dir ein Anderer vorgeſchwatzt hat, und dieſer Andere iſt leider auf einen Irrweg gerathen, von dem ihn noch heute der heilige Ruf der Poſaune zurückführen ſoll.«

Bei dieſen Worten richteten ſich Aller Augen auf Frank — doch er regte ſich auch jetzt nicht.

Der Sturm lag angekettet in der Tiefe ſeiner Bruſt und der Augenblick, ihn zu entfeſſeln, war noch nicht gekommen.

Der Rabbi, einen Augenblick innehaltend, fuhr dann zu Gideon fort:

»Was Du von der Gewalt ſprichſt, findet ebenfalls keine Geltung; nur von dem reifen Manne wird eine freiwillige Buße gefordert, einen Menſchen von deiner Jugend kann man jedoch dazu zwingen, weil vorausgeſetzt iſt, daß

der Jugend die beſſere Einſicht fehle und daß ſie freiwillig ſich einer Strafe nicht unterwerfen wird.«

Darauf erwiederte der Verurtheilte:

»Was Ihr da ſprecht, ſind Scheingründe, um das Unrecht zu bemänteln; warum aber dieſe Mühe, da doch alle Welt den unreinen Born kennt, dem meine Strafe entquillt.«

Die Augen Vieler wendeten ſich jetzt zu Nathan Tomerein, der raſch nacheinander die Farbe wechſelte.

Der Rabbi machte jedoch der peinlichen Lage des Dajan ein Ende, indem er dem Schuldigen zurief: »Geh hin, um deine Strafe zu empfangen!«

Ein düſteres Gemurmel durchlief die Synagoge.

Gideon erhob mit einer faſt imponirenden Hoheit den Kopf und ließ ſeinen Blick die Synagoge durchfliegen, dann ſetzte er ſich in Bewegung und ſchritt langſam gegen die Ecke, wo der Küſter mit dem Strafinſtrumente ſeiner harrte.

Dieſes beſtand aus einer kurzgeſtielten Ledergeißel, deren Ende mit drei Knoten verſehen war.

Dem Büßer wurde der Rücken entblößt, er mußte niederknien, eine Tempelſäule umfaſſen, an welche man ihn, der Ceremonie gemäß, mit Riemen feſtband.

Hierauf begann der Rabbi den achtunddreißigſten Vers des achtundſiebzigſten Pſalmes zu intoniren:

»Der Allmächtige vergibt Sünden, ſchonend wendet den Zorn er, dämpft ſeinen Grimm er!«

Bei jedem dieſer dreizehn Worte erhielt der Sünder einen mit ganzer Kraft geführten Geißelſchlag auf den entblößten Rücken und dreimal wiederholte der Rabbi den Vers.

Die Rabbiniten bildeten bewundernde Zuſchauer dieſer religiöſen Execution und ließen dem Küſter volle Gerechtigkeit

widerfahren, der heute ausnahmsweiſe, und zwar mit größerem Geſchick wie ſein eigentliches Amt, den Dienſt eines Schergen verſah.

Oben in der Weiberſchule vernahm man hie und da einen Aufſchrei — vielleicht fiel eine oder die andere der Frauen in Ohnmacht.

Die Blicke der Sabbathianer waren in unverkennbarer Wildheit auf Jacob Frank gerichtet — dieſer rührte ſich nicht, er blieb Bildſäule wie vor.

Gideon gab während der Geißelung keinen Schmerzenslaut von ſich, er hatte das Antlitz an die kalte Säule gedrückt und zeigte nur krampfhaft geballte Fäuſte und den zerfleiſchten Rücken.

Die übliche Zahl der Streiche war bereits voll und der Büßer lag noch immer bewegungslos auf dem Boden, bis der Rabbi ihn zum Aufſtehen mahnte.

Gideon raffte ſich empor, warf das blutgefärbte Bußgewand von ſich, zog ſein gewöhnliches Kleid an, und ſchritt dann zum Eingange, um ſich dem zweiten Theil der Buße zu unterwerfen.

Dieſer war, wenn auch nicht ſo ſchmerzlich, ſo ohne Zweifel ſchmachvoller als der erſte.

Gideon mußte unter der Synagogenthür hinknien.

Hierauf begannen die älteren Gemeindeglieder den Tempel zu verlaſſen, wobei jeder einen Fuß auf den wunden Rücken des Büßers ſetzte, ihn ſeine ganze Schwere fühlen ließ und dann über ihn hinwegſchritt.

Während dieſer knechtiſchen Erniedrigung ſtützte der Küſter den Kopf des Opfers.

Als auch dieſe höchſt peinliche Procedur zu Ende war, ſchnellte Gideon von dem Boden auf und zeigte das bläuliche

Antlitz einer Leiche, deren Mund mit einer weißen Schaumwolke bedeckt war.

Seine Brust stand jetzt krampfhaft hervor, der Odem preßte sich keuchend herauf.

Seine Blicke suchten Nathan Tomerein. Als sie ihn fanden, streckte der junge Mann die geballten Fäuste gegen ihn aus und unfähig mehr hervorzubringen, kreischte er mit heiserer Stimme, die tonlos in's Gehör zischte, ihm die Worte zu: »Rache — Rache — Rache!« dann floh er fort aus dem Tempel.

— — — — — — — — — — —

Mit den Scenen, die wir soeben erzählen, war erst der eine Theil des religiösen Straffalles zu Ende, der andere stand noch bevor.

Jene Männer, die blos den Tempel verlassen hatten, um dem Büßenden den Fuß auf den Nacken zu setzen, um ihn gleichsam zum Sclaven des Herrn zu weihen, — als ob der liebe Gott Wohlgefallen an Sclaven fände! — jene Männer waren zurückgekehrt und nahmen ihre frühern Plätze ein.

Nachdem die Buße vollzogen, kam der Bann an die Reihe.

Den verhaßten Sectirern sollte mit einem Male zum abschreckenden Beispiele die ganze Macht der Synagoge gezeigt, ihre Verirrung sollte mit allen Waffen bekämpft werden.

Der Rabbi nahm wie bei jeder Gelegenheit so auch hier der Erste wieder das Wort.

Spannung und Stille waren wo möglich noch größer als früher, der Bann sollte ja Allen gelten, während die Buße nur Einen traf.

»Mit Hilfe Gottes,« sprach Reb Gedalja, »haben wir uns versammelt, um über Dich Jacob Josef Frank und über alle

jene, ſo deiner Irrlehre zugethan ſind, Urtheil und Recht zu ſprechen Grundſätze, wie Du ſie neulich aufgeſtellt, dürfen in unſerer Mitte nicht ungeahndet geduldet werden; Perſonen, die ſich zu ſolchen Grundſätzen bekennen, müſſen vom Bunde Israels und von den Wohlthaten, die uns der heilige Glaube unſerer Väter ſpendet, ausgeſchloſſen werden, in ſo lange als ſie in ihrem Irrthume verharren und ſich keiner reinigenden Buße unterwerfen. Leider Gottes hat die Irrlehre in unſerer Stadt und in unſerem Lande ſo weit um ſich gegriffen, daß der Fluch der Synagoge zahlreiche Familien treffen und das Unglück über Männer, Frauen und Kinder heranbrechen wird; daher ergreifen wir in der eilften Stunde noch einmal und zwar zum allerletzten Mal die Gelegenheit, Dich Jacob Joſeph Frank zum Widerruf und zur Erklärung aufzufordern, daß Du Dich der Buße, die in jenem Falle über Dich verhängt werden wird, im Voraus zu unterwerfen einwilligſt. Thuſt Du es, ſo werden Eintracht und Friede in Israel wieder hergeſtellt werden, denn Du biſt der Verführer und mit Dir werden die Irregeleiteten zur Erkenntniß kommen; weigerſt Du Dich aber, ſo werden wir den höchſten Fluch des großen Bannes über Dich herabbeſchwören und was Dir gilt, wird auch für deine Anhänger gehören. Jetzt antworte!«

Frank, ohne ſeinen Platz zu verlaſſen, wendete jetzt ſein bleiches Angeſicht gegen den Rabbi und ſprach ernſt und feierlich:

»Ihr nennt die Sätze, zu denen ich mich bekenne, eine Irrlehre; der Menſch iſt ſchwach und urtheilt gerne vorſchnell, er fühlt das Gewicht ſeiner Behauptung erſt, wenn es an ihm iſt, ſie zu beweiſen. Beweiſt mir, daß meine Lehre eine Irrlehre iſt, und ich will ſie widerrufen, beweiſt mirs aber

ſo klar, ſo faßlich, wie ich Euch bewieſen habe, daß euer Talmud ein fehlervolles, folglich unheiliges Menſchenwerk iſt.«

Die Rabbiniten erhoben ein Wehegeſchrei.

»Lügenſohn, verſtumm und verkrumm!« brüllte ihm Nathan Tomerein zu.

Frank aber ſtreckte beide Hände abwehrend von ſich und donnerte ein: »Ruhig!« durch den Tempel, mit ſolcher Kraft, daß die Ampel von der Bundeslade ſich zu ſchwingen begann.

Und ſie verſtummten.

Der Sectirer fuhr fort:

»Junge, leidenſchaftliche Gemüther, wie Gideon Kohen, könnt Ihr durch euer Geſchrei bewältigen, Männer meines Gleichen beſiegt man nur durch Wiſſen und durch Geiſt. Unter all den Schreiern, die ſo eben wie betrunkene Knechte aufgejohlt haben, iſt auch nicht Einer, der würdig iſt, mir die Schuhriemen zu löſen, und weil ſie das wiſſen, wollen ſie mich durch Gebrüll betäuben; dieſer Zweck würde doch viel ſicherer erreicht worden ſeyn, hätte man mich gleich in die Mitte einer Heerde von Ochſen geführt. Geſchrei, Schmähung und Schimpf reichen bei mir nicht aus, bei mir wirken nur Beweiſe, und zwar Beweiſe, geſtützt auf Stellen aus den heiligen Büchern. Ihr nennt mich einen Verführer! Es ſtehe Einer auf und ſpreche: Jacob Frank habe ihn zu ſeiner Anſicht verführt; es ſtehe Einer auf und ich werde ihn Lügen ſtrafen. Ich habe gelehrt, und Schüler ſind freiwillig gekommen und gegangen; daß ſie an meinen Worten Wohlgefallen gefunden, daß greiſe Rabbinen, die mich gehört, mir ihre Herzen und ihre Sinne erſchloſſen, kann man das Verführung nennen? Meine Armuth hat ſie nicht gelockt, meine Einfachheit hat ſie nicht beſtochen; wenn ich geſiegt, geſchah es blos durch die überzeugende Gewalt der

Wahrheit, durch die Macht der Gelehrſamkeit. Mein Gewiſſen ſpricht zu mir: »Du biſt kein Verführer,« ich aber ſpreche zu Euch: »Verführer ſind diejenigen, welche den Unwiſſenden in ſeiner Unwiſſenheit, den Abergläubigen in ſeinem Wahn erhalten. Verführer ſind diejenigen, welche den Pöbel für Gottes Wort taub, für Gottes Werke blind machen möchten, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit blos auf Menſchen-Wort und Werk hinzulenken, mit einem Worte: Verführer ſind jene, denen der Talmud mehr gilt, als die Bibel, die fortwährend die Ausſprüche von Rabbinen im Munde führen und die Worte Gottes verlernen. Vernehmt daher meine Antwort und meinen Entſchluß: Meine Lehre iſt keine Irrlehre — ich bin kein Verführer — ich widerrufe nicht!«

»Jacob Joſeph Frank,« ſprach jetzt der Rabbi wieder, »ich frage Dich zum zweiten Male, willſt Du widerrufen?«

Frank verſetzte: »Ich antworte ein für alle Male, ich widerrufe nicht!«

Der Rabbi zerriß nun ſein Kleid zum Zeichen der Trauer und der Verzweiflung, wie es beim Tode naher Verwandten Sitte iſt, zu gleicher Zeit erſcholl der Ton des Schofars, das iſt, des heiligen Horns, durch den Tempel, die Bundeslade, wo die Geſetzesrollen ſtehen, wurde geöffnet, und der Rabbi begann mit feierlicher Stimme die Bannformel von einem Pergamente herabzuleſen.

Sie lautete:

»Im Namen des Herrn ſeyſt Du Jacob Joſeph, Sohn Baruchs, ſo wie jeder Einzelne, der deiner Irrlehre zugethan, in den großen Bann gelegt. Du, ſo wie ſie, ſeyeſt im Bann beider Rechte, der himmliſchen, wie der irdiſchen, im Bann der Heiligen, der Seraphim und der Onaphim. Du ſo wie ſie ſeyeſt von heute an ausgeſchloſſen von allen Be-

meinden, gleichviel ob groß ſie ſind oder klein. Ueber Dich, ſo wie über ſie ſollen große und ſchwere Plagen kommen, ſchwere und qualvolle Krankheiten. Eure Häuſer unten werden zu Drachenhöhlen, eure Sterne oben ſollen verlöſchen. Ein Gräuel ſollt ihr ſeyn allen Menſchen, eure Aeſer ſollen den Schlangen zum Futter dienen, Ihr ſollt zum Labſal eurer Feinde und Haſſer werden. Alle Habe, die Ihr beſitzt, ſoll Eigenthum von Fremden werden, eure Kinder ſollen vor den Thüren eurer Feinde winſeln und ſpäte Enkel mögen ſich über die Martern eures Lebens entſetzen. Seyd verflucht von allen Geiſtern, Michael, Gabriel, Raphael, Nathaniel! Seyd verflucht vom großen Gott, von den ſiebenzig Geiſtern, die dem mächtigen König gehorchen! Fahrt zur Hölle wie die Rotte Korah und haucht unter Zittern und Beben eure Seelen aus! Gottes Grimm tödte Euch; wie ein Architophel ſollt Ihr in der Schlinge eurer Plane hingewürgt werden. Der Ausſatz Gechſis komme über Euch und nie und nimmer mögt Ihr Euch von dem tiefen Falle erheben. Wo die Gräber Israels liegen, werde Euch kein Grab gegraben, euere Weiber ſollen Fremden dienen und in eurer Todesſtunde ſollen ſie von ihnen entweiht werden. Dieſer Bann, dieſe Flüche kommen über Dich Jacob Joſeph, Sohn Baruchs, ſo wie über jeden Einzelnen, der deiner Irrlehre anhänge. Ueber mir aber und über ganz Israel ruhe der Friede Gottes und ſein Segen für ewige Zeiten!« *)

Dieſer entſetzliche Fluch, den keine Phantaſie gräßlicher zuſammenſtellen kann, war von Weinen und Schluchzen begleitet, aber der Wahrheit zur Steuer ſey es geſagt, diejeni-

*) Dieſe Bannformel iſt aus Buxtorf's talmudiſtiſchem Lexicon überſetzt.

gen, denen der Fluch galt, waren es nicht, die da Thränen vergoſſen, die Sectirer blieben ungerührt; der Mund, deſſen Segen uns anwidert, flößt uns mit ſeinen Flüchen keinen Schrecken ein.

Nach dem Fluche begab ſich der Rabbi zur Bundeslade, um eine der Geſetzrollen herauszunehmen.

Er ſchritt die drei Steinſtufen hinan — plötzlich ſtieß er zurücktretend einen Wehruf aus.

Die Oeffnung der Bundeslade war mit einem Spinnengewebe überzogen, in deſſen Mitte eine mächtige Spinne mit weit ausgeſpannten Füßen hing.

Um den Schreck des Rabbi zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Spinne bei den Juden nicht nur zu den unreinen, ſondern auch zu den gehaßten Thieren gehört, da einer talmudiſchen Sage nach Spinnen beim Brande des Tempels zu Jeruſalem die Flammen anbliesen, während Schwalben, um ſie zu löſchen, Waſſer zutrugen.

Die Spinne innerhalb der Bundeslade erſchien ſomit dem Rabbi nicht nur als ein ekliger, ſondern auch als ein Anblick von ſchlimmer Vorbedeutung.

Unter den Fern- und Seitwärtsſitzenden, welche die Urſache ſeines Schreckens nicht kannten, entſtand Bewegung.

Jacob Frank befand ſich nahe genug, um die Spinne zu ſehen, kaum hatte er ſie erblickt, ſo funkelten ſeine Augen, auf ſeinem Antlitz ſpiegelte ſich der Widerſchein eines Gedankenblitzes und gleichzeitig rief er:

»Eine Spinne hat ihr Neſt innerhalb der heiligen Lade um die Thorah gezogen. Volk Israels, verſtehſt Du was dies bedeutet? Ich will Dir es erklären: Die Thorah iſt das ewige, unvergängliche Gotteswort, die Spinne iſt das Rabbinenthum und ſein Gewebe iſt der Talmud!«

Die Wirkung dieſer wenigen Worte war eine elektriſche, jene erſchien um ſo gewichtiger, je unvorbereiteter dieſe kamen.

Die Rabbiniten waren verblüfft — die Sabbathianer jubelten auf in ihren Herzen.

Die Worte Frank's waren für ſie eine That — mehr als eine That, ſie waren ein Sieg — mehr als ein Sieg, ſie galten ihnen als Symbol.

Und der Sieger, den günſtigen Augenblick wie ein gewandter Feldherr benützend, fuhr mit gewichtiger Stimme fort:

»Mir ſteht kein Schofarhorn zu Gebote, um eure Ohren mit ſeinem dröhnenden Schall zu erſchüttern, ich beſitze nichts als den Odem, den mir Gott wie jedem Menſchen eingehaucht, und das Wort, das er auf meine Lippen gelegt; aber ſo lange dieſer Odem in mir lebt, ſeitdem das Wort auf meinen Lippen reif geworden, bin ich mit Falſchheit nicht umgegangen, iſt die Lüge mir ſtets ein Gräuel geweſen; daher höret mich an und denket dabei: »Was er ſpricht, lebt in ihm und wenn er irrt, ſo iſt dies das Loos jedes Sterblichen!« Ihr Alle waret Zeugen der ſchrecklichen Flüche, die man auf mein und der Meinigen Häupter herabbeſchwor, und warum dies? weil wir einer Irrlehre anhängen. Ich aber ſage: irren wir, ſo muß man uns eines Beſſeren überweiſen, nicht aber uns fluchen. Man hat uns in den großen Bann gelegt und uns von der Gemeinde ausgeſchloſſen. Wozu dies? Um uns die Wohlthaten der Religion zu entziehen. Ich aber ſage Euch: der Glaube iſt ein geiſtiger Schatz, den Jeder in ſeinem Herzen mit ſich trägt, und um einem Menſchen die geiſtigen Wohlthaten dieſes Schatzes zu entziehen, ſind alle Rabbinen der Welt zu *ohnmächtig*. Doch vergeſſen wirs nicht, alle Menſchen ſind nicht

gleich, viele ſind gar gebrechliche Weſen und bedürfen auch im Glauben einer Stütze, einer Form; auf die Verzagtheit dieſer hat man gerechnet; aber dieſen meinen Brüdern, die ſich nach reiner ſymboliſchen Ausübung ihres Glaubens ſehnen, will ich den Weg dazu zeigen. Man hat uns hier die Gemeinſchaft gekündigt, wir müſſen uns eine andere ſuchen; man verſchließt uns die Synagoge, wir werden ein anderes Gotteshaus offen finden. Die Flüche aber, ſo Ihr über uns herabbeſchworen, habt Acht, daß ſie Euch nicht treffen, ſchon mancher Pfeil iſt auf des Schützen Bruſt zurückgeflogen.«

Und die Hände gegen den Himmel erhebend, betete er mit David: »Zeige, o Gott, mir deinen Weg, und leite mich auf die Bahn der Wahrheit!« Dann ſchritt er unangefochten aus dem Tempel und die Seinigen thaten wie er.

Wohl ſchrie ihnen noch der Rabbi nach: »Verflucht ſey euer Eingang und verflucht euer Ausgang!« aber dieſer letzte Fluch blieb eindrucklos, wer ſollte auch auf einen nachgeſchleuderten Stein achten, wo es ſoeben Felſenſtücke niedergeregnet hat?

XII.

Die Folgen des Bannes.

Am folgenden Tage versammelte Frank alle seine Anhänger um sich.

Trotz des winterlichen Frostes wurde der Wald wieder zur Lehrstube.

Die Sitte, unter Gottes freiem Himmel zu lehren, stammte von Sabbathai, dem Stifter dieser Secte, her, der, wie wir bereits erwähnten, seine Schüler meist zu mitternächtiger Stunde an das Meeresufer hinausführte und ihnen dort Vorträge hielt.

Jünglinge und Männer, Knaben und Greise umstanden mit zutrauensvollen Herzen den Führer und erwarteten von ihm Trost und Beruhigung.

An diesem entscheidungsvollen Tage entwickelte Frank folgende merkwürdige Ansichten:

»Was kam, mußte kommen, weil Gott es so wollte. Wer die Flüche der Rabbinen fürchtet, der trete von mir zurück und begebe sich wieder in den Schooß des Talmuds; wer den Gedanken nicht ertragen kann, von der alten Gemeinschaft ausgestoßen zu seyn, und in eine neue zu treten, der thue desgleichen; wer aber mit mir glaubt, an eine Dreieinigkeit in Gott, wer da glaubt an jene weiteren Sätze, die ich aufgestellt habe, der vertraue mir, folge mir und ich werde ihn zum Heile führen. Viele von Euch sind arm und haben bisher die

Hilfe der Reichen genoſſen, wo nun dieſe zu den Rabbiniten zählen, wird die Unterſtützung aufhören und Ihr müßt Euch auf Entbehrungen gefaßt machen, fällt Euch dies ſchwer, ſo ſeht auf mich und folget meinem Beiſpiele. Ich bin arm, ſo arm, daß ich heute nicht weiß, wovon ich morgen leben werde, trotzdem zag ich nicht, bin frohen Muthes, denn ich trage meinen Gott in mir. Merket auf die Worte, die ich jetzt zu Euch ſpreche, und macht ihnen Platz in euren Herzen. *) Jeder Körper beſitzt Einen Punkt, der, wenn er unterſtützt wird, den Körper ruhen läßt; dieſer Punkt heißt der Schwerpunkt. Auch in geiſtiger Beziehung kann man Aehnliches behaupten, der Schwerpunkt der Religion iſt der Glaube, ohne dieſen ſtürzt jene zuſammen. Wenn Gott nur Einen Menſchen fähig findet, um ihn die Geheimniſſe ſeiner Schöpfung durchſchauen zu laſſen, und doch Millionen durch dieſes Wiſſen beglücken möchte, welches iſt das Band, das dieſe Millionen an den Einen knüpft? Wahrlich, nur der Glaube kann es ſeyn. Es iſt der Baum des Lebens für Alle, die daran halten. Der Menſch iſt eine Welt im Kleinen (Microcosmus), in ihm befinden ſich im Kleinen der Inbegriff aller übrigen Welten und die Geheimniſſe derſelben, ſo wie in Gott alle Welten im Großen ſich vereinigen. Gott iſt die reinſte Liebe, er geht mit den Menſchen um, wie der Kinderfreund mit dem Kinde. Aus Liebe hat Gott ſich dem Menſchen bekannt gemacht, um begriffen werden zu können, hat er ſich beſchränkt und ſich ihm kennbar gemacht. Betrachte der Menſch, wie ſeine Seele den Körper regiert, ſo kann er davon entnehmen, wie Gott die Welt regiert. Der Ausübung des Guten legen ſich ſtets mehr

*) Die folgenden Betrachtungen Frank's wurden ſpäter veröffentlicht in den Briefen eines Sabbathianers an einen Lehrling.

Hinderniſſe in den Weg wie der des Böſen; woher kommt dies? Weil das Gute meiſt der Vorbereitung und Ueberlegung bedarf, während das Böſe ohne Rückſicht plötzlich losbricht. Das Böſe iſt dann am gefährlichſten, wenn ihm das Gute beigegeben oder in dasſelbe hineingelegt wird; *) gib dem Falſchen Klugheit, ſo wird er argliſtig, ziere das himmliſche Weib mit Schönheit und ſie reizt zum Laſter. Das menſchliche Herz iſt nicht ſo ausgeartet, daß es das Böſe, nachdem es ſolches erkannt hat, blos deshalb thut, weil es böſe iſt; es herrſchen immer andere Beweggründe ob und nach dieſen richtet ſich dann die Größe der begangenen Sünde.«

Und ſeinem Vortrage mehr Nachdruck verleihend, ſprach Frank weiter:

»Je mehr Gutes in einer Sache liegt, um ſo angenehmer iſt ſie den Menſchen; daraus folgt, daß, je mehr Anhänger eine Religion hat, um ſo mehr Gutes und Wahres in derſelben liegen muß, und je bekannter das darin liegende Gute wird, um ſo mehr muß ſich auch die Zahl ihrer Anhänger vergrößern. Unter allen Religionen gibt es drei, welche die meiſten Anhänger unter den civiliſirten Nationen zählen, folglich muß auch in dieſen Religionen das meiſte Gute und Wahre liegen. Ich will Euch die Religionen nennen, es ſind: die jüdiſche, die chriſtliche und die mohamedaniſche. Obiger Ausſpruch findet ſeine beſondere Anwendung auf die chriſtliche Religion, in der von jeher viele weiſe, gelehrte,

*) Wer erinnert ſich nicht bei dieſem Ausſpruche der Worte, die Leſſing den Kloſterbruder im »Nathan« ſagen läßt: »Wenn das Gute, das ich zu thun vermeine, gar zu nahe an etwas gar zu Böſes grenzt, ſo thue ich lieber das Gute nicht.« A. d. V.

tugendhafte, fromme und heilige Männer gelebt haben. Indem ich dies ausſpreche, ehre ich immer die jüdiſche Religion, aus deren Schooß die chriſtliche hervorgegangen. Meine Brüder! In der reinchriſtlichen Religion liegt ein Schatz von Moralität und erhabener Anſchauung, die ſie ihren helldenkenden Bekennern werth machen muß; aber noch anziehender iſt ſie durch den Grundſatz und den Glauben an einen vermenſchten oder mit den Menſchen ſich verbrüdernden Gott. Wahrlich, in dieſer ſinnlich geiſtigen Herablaſſung Gottes zu dem Menſchen, in dieſer Herablaſſung, die keinen andern Zweck hat, als den Menſchen zu ſich zu erheben, in dieſer Theilnahme Gottes an dem Menſchen und ſeiner Verherrlichung durch Gott, in dieſer durch das neugeſchaffene Wort »Gottmenſch« perſonificirten Idee, welche den Menſchen vergöttert und Gott vermenſcht, darin liegt unſäglich viel Großes und Erhabenes.

»Und erfahrt es, meine Brüder, die Idee, Gott ſich zu vermenſchlichen und durch dieſe Vermenſchlichung ſich zu ihm emporzuſchwingen, iſt die wahre Abſicht und der einzige Zweck der Kabbalah, die, um von Profanen und Uneingeweihten nicht mißbraucht zu werden, ſich mit dem Schleier des Geheimniſſes bedecken mußte. Wohl dem, der dieſen Schleier allmälig zu lüften verſteht! Heil dem Manne, der einen Lehrer findet, welcher ihm dieſe heiligſte, vollkommenſte und daher göttliche Wiſſenſchaft beizubringen im Stande iſt! Wer wiſſen will, der ſuche, und er wird finden.

»Meine Brüder! Denket an den Stifter unſeres Bundes. Er wurde verfolgt, von den Rabbinen verflucht und verbannt, was that er? Er trat zu dem Glauben Mohameds über, um das Heilige auch dieſer Religion an ſich zu ziehen. Wir folgen ſeinem Beiſpiele des Uebertritts, treffen jedoch eine beſſere Wahl. Wir huldigen dem Zweck der Kabbalah, das

heißt der Idee von der Vermenſchlichung Gottes, das iſt, der Idee des Chriſtenthums, der Idee von einer die ganze Menſchheit umfaſſenden Liebe. Leſet in den heiligen Ueberlieferungen der Juden, leſet in den heiligen Traditionen der Chriſten, in den Büchern ihrer Kirchenväter, und Ihr werdet dieſe Idee begründet und gerechtfertigt finden. Dieſe Idee iſt der Schwerpunkt der chriſtlichen Religion, und wer ihr huldigt, kann ungeſcheut zu ihr übertreten. Um dieſe Idee als den Mittelpunkt kreiſet ſich die ganze Religion, in ihr laufen von ringsum alle Strahlen zuſammen.

»Meine Brüder! Durchforſchet euer Inneres, prüfet ob dieſe Idee in Euch feſte Wurzel geſchlagen, und iſt dem ſo, dann könnt Ihr mit gutem Gewiſſen den Fuß über die Schwelle der Kirche ſetzen, um Euch dort öffentlich zu dem chriſtlichen Glauben zu bekennen. Prüfet, forſchet, erwäget und dann thut, was Ihr nicht laſſen könnt.«

Die ganze Verſammlung warf ſich ergriffen dem Redner zu Füßen, beugte demüthig die Häupter vor der Anſchauung, die er ſo eben entwickelt.

Und ſo wie jedesmal, wenn der Vortrag zu Ende war, flog auch heute eine Taube als Symbol des Friedens aus der Mitte der Zuhörer auf und ſchwang ſich dann im raſchen Fluge in den Wald hinein.

— — — — — — — — — — —

Acht Tage vergingen.

Dumpfes Schweigen lagerte über den Hütten Israels.

Die Rabbiniten hatten ſich ſcheu zurückgezogen und die Sabbathianer verkehrten nur des Nachts miteinander.

Eine unheimliche, unſäglich düſtere Stille herrſchte in den Gaſſen und in den Wohnungen.

Endlich an einem Sonntage entfaltete ſich neues Leben;

die Sabbathianer, festlich gekleidet, stiegen heraus auf die Straßen und sangen fromme Jubellieder.

Jünglinge und Männer, Knaben und Greise, Mädchen und Matronen zogen frohlockend durch die Straßen.

Was ist los? Warum diese Freude? woher dieser Jubel?

Die Verstoßenen haben eine neue Mutter gefunden. Die Kirche ist der Hafen, dem sie zusteuern, die Taufe ist das Fest, das sie erwartet!

Und die Thore des christlichen Gotteshauses haben sich weit aufgethan, um die neuen Anhänger einzulassen in das von zahllosen Wachsflammen erleuchtete Schiff.

Außen läuten die Glocken, innen rauschen die Orgelklänge und Weihrauchduft wogt gen den Himmel.

Mehre Priester in heiligen Gewändern harren der Neophyten, um sie mit dem Sacrament der Taufe für den Bund Christi zu weihen.

Mehr als dreihundert Sabbathianer verschiedenen Alters und Geschlechts traten an diesem Tage in Kaminietz zum Christenthume über, darunter — Jacob Joseph Frank.

Gideon Kohen fehlte.

— — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages trafen Rabbi Nehemiah Hajun und sein Schüler Simon Luzzato in Kaminietz ein und führten jene Summe Goldes mit sich, welche der Schatz des Messias als ersten Tribut geliefert hatte zur Befestigung und Verbreitung seiner Lehre.

XIII.

Die beiden Schatzmeister.

Nehemiah Hajun und Simon Luzzato, als diejenigen Anhänger der Sabbathaischen Lehre, denen hundert Jahre nach seinem Tode die Ausführung der letzten Anordnungen ihres Meisters zustand, befanden sich nicht nur im alleinigen Besitze des Geheimnisses in den Ruinen unweit Belgrad, sondern ihnen lag es auch ob, den geeigneten Mann zum Führer zu wählen, ihm zu huldigen und ihn in Eid zu nehmen.

Geschah dies, so ist er — wie es wörtlich in der bekannten schriftlichen Verfügung Sabbathai's hieß »der Herr meiner Reichthümer und Ihr seyd seine Schatzmeister; füget Euch seinem Willen, als ob er der meine wäre, gehorchet ihm wie mir, dabei aber verfüge ich ausdrücklich, daß das künftige Oberhaupt des Bundes wohl von dem Vorhandenseyn des Schatzes Kunde erhalte, daß ihm jedoch der Ort, wo er verborgen liegt, ein Geheimniß bleibe, das sich in jener Weise forterben soll, wie es vor Euch der Fall gewesen.«

Wir waren Zeugen, wie Lehrer und Schüler gleich an Ort und Stelle die Wahl des Oberhauptes vornahmen, und wie diese in merkwürdiger Uebereinstimmung auf Jacob Joseph Frank fiel, als auf denjenigen, der alle von Sabbathai geforderten Eigenschaften in ich vereinigte.

Wir sahen sie mit einem kaum nennenswerthen Theil

des Schatzes — sie hatten einstweilen nur zwei der Fäßchen mitgenommen — die Heimreise antreten und gewahrten, wie sie eben in Kaminietz anlangten, als der Uebertritt ihrer Bundesgenossen zur christlichen Kirche stattfand.

Bei der ersten Kunde, die ihnen darüber zu Ohren kam, wurde Nehemiah Hajun erschrecklich bleich, und Luzzato schüttelte verwundert den Kopf.

»Ich mag, was der Mann spricht, nicht glauben,« sagte der Lehrer und setzte sein Maulthier zum Weiterritt in Bewegung; als sie jedoch in der nächsten Gasse die nemliche Neuigkeit wiederholen hörten, sprach Hajun zu seinem Schüler: »Wir ziehen zur schlimmen Stunde ein, mein Sohn, es müssen daheim schwere Wetter sich entladen haben, während wir uns auf der Reise befanden. Bevor wir in unserer Angelegenheit nur Einen Schritt thun oder nur Ein Wort sprechen, wollen wir uns über das Vorgefallene genauer erkundigen. Die beiden Fäßchen nehme ich mit mir in meine Wohnung; vor Anbruch der Nacht erwarte ich Dich bei mir zu sehen.«

Lehrer und Schüler trennten sich, ruhten einige Stunden aus, und begaben sich dann zu ihren Bekannten, um sich über die Ereignisse während ihrer Abwesenheit zu unterrichten.

Abends fand sich Luzzato in der Wohnung seines Lehrers ein.

Er erschien mit beklommener Brust, mit großer Unruhe im Herzen, Empfindungen, die er sich um so weniger zu erklären wußte, da, was er erfuhr, bei ihm keineswegs eine Aenderung seiner Ansicht hervorbrachte; er fand den Standpunkt zwischen sich und den Gesinnungsgenossen nicht im Geringsten verrückt.

Bei Rabbi Nehemiah Hajun war es freilich ganz anders, wie wir gleich hören werden.

»Was ich erfahren habe,« begann dieser, »hat mich überrascht und mir großes Herzeleid verursacht, mein Sohn.«

»Warum dies, Rabbi? Der Ausbruch der Feindseligkeit war zu erwarten. Nach dem, was die Gegner thaten, konnten die Unsrigen nicht anders handeln.«

»Wie es scheint billigest Du Alles, was sie gethan?«

»Ich mißbillige es nicht.«

»Simon, Simon, habe Acht, daß Dich nicht der Schwindel erfasse.«

»Ich denke in dieser Sache so ruhig und so kalt, wie irgend Einer es vermag; aber je länger ich nachsinne. je mehr ich erwäge, desto tiefer durchdringt mich die Ueberzeugung, daß nichts geschah, was nicht hätte geschehen sollen.«

»Simon, deine Aeußerung erschreckt mich, denn sie läßt mich befürchten, daß auch Du im Stande wärest, den Weg der Andern zu wandeln.«

»Warum erschreckt Ihr? Soll ich mich vielleicht scheuen, in die Fußstapfen greiser und gelehrter Männer zu treten, deren Erfahrung außer Zweifel, deren Gottergebenheit erprobt ist?«

Nehemiah Hajun richtete einen fast gespenstischen Blick auf den jungen Mann und trotz des Vollbartes, der seine Züge verdeckte, trotz der sorgfältigsten Selbstüberwachung sah man die Unzufriedenheit wie eine Wolke über das Antlitz hinweghuschen aber schnell wie der Blitz, dann wurden die Züge wieder starr und ausdruckslos.

»Ich liebe Dich zu sehr, mein Sohn, um mit Dir in dieser Stunde über eine geistige Anschauung, über eine Ge-

wissensſache zu ſtreiten,« ſagte der Lehrer mit einem Tone, der, kalt und trocken, mit ſeinen Worten in keinem Einklang ſtand, »ich glaube, daß Du heute vom Momente beſtochen biſt und hoffe bis dein Blut ſich erſt abgekühlt, Dich anderer Meinung zu finden. Wenn jene wohlthätige Aenderung bei Dir eingetreten ſeyn wird, dann wollen wir weiter miteinander ſprechen.

Bei dieſen Worten zeigte Luzzato eine Miene wie Jemand, der Unerwartetes zu Gehör bekommt.

»Es will mir bedünken, Rabbi,« ſagte er mit dem Tone unverhohlenen Mißtrauens, als ob es zwiſchen uns nicht mehr ſo ſtünde, wie früher —«

»Laß nur gut ſeyn, mein Sohn,« unterbrach ihn der Andere beſänftigend, »wir werden ſchon wieder in Ein Geleiſe kommen.«

»Mit Verlaub, Rabbi, ich befinde mich noch immer in meinem alten Geleiſe, ſeyd Ihr in ein neues eingefahren, ſo iſt's nicht meine Schuld, ich werde Euch dahin nicht folgen.«

Bei aller Ehrfurcht, mit der Luzzato ſeinen Lehrer behandelte, kamen doch die letzten Worte mit einer ſo energiſchen Entſchiedenheit über ſeine Lippen, daß der Rabbi die bevorſtehende Differenz nicht mehr bezweifeln und nicht mehr überſehen durfte.

Er zog daher die Brauen zuſammen, ſeine Stirne legte ſich in zürnende Falten, als er die Antwort murmelte:

»Ich will hoffen, daß Du den mir ſchuldigen Gehorſam nicht außer Augen ſetzen willſt.«

»Es liegt mir ferne, zu vergeſſen, was ich Euch ſchuldig; allein ich gedenke auch des Eides, den ich Euch geleiſtet, bevor Ihr mich in das wichtige Geheimniß des Schatzes eingeweiht,

ich kenne die Pflicht, der ich mich unterzog, als ich es über nahm, den letzten Willen Sabbathai's, geheiligt sey sein Andenken, mit zu vollstrecken. Dieser letzte Wille ist mir heilig und ich werde den letzten Blutstropfen daran setzen, daß keine Haarbreite von dem Wortlaute des Testaments abgewichen werde.«

»Was faselst Du von dem Vollzuge des Testamentes? Wer denkt daran, dessen Wortlaut entgegenzuhandeln? Es soll Alles geschehen, wie das Document es befiehlt. Wir werden uns über den künftigen Erben des Schatzes einigen —«

»Mit Verlaub, Rabbi, daß ich Euch unterbreche, wir haben uns bereits geeinigt.«

Nehemiah Hajun ignorirte den Nachdruck, mit dem Luzzato das »Haben« aussprach und erwiederte überfreundlich sanft belehrend, wie ein Vater der ein eigensinniges Kind zurechtweist: »Du sprichst nichts als die Wahrheit, mein Sohn, wenn Du sagst, wir hätten den Erben des Schatzes bereits gewählt, allein Du darfst es keineswegs übersehen, daß wir mit der Wahl ein wenig voreilig zu Werke gingen, und daß, während wir auswärts weilten, zu Hause Dinge geschahen, die unsere Wahl ungiltig machen.«

Darauf versetzte Luzzato: »Daß wir die Wahl gleich dort, wo das Erbe ruht, unter dem Eindrucke trafen, den das erste Lesen des Testaments bei uns hervorbrachte, verleiht ihr nach meiner Ansicht einen um so größeren Werth, abgesehen davon, daß wir uns über den Erben nicht erst einigen durften, sondern gleich ohne weitere Verabredung, für einen und denselben Namen stimmten. Ihr nennt die Wahl eine voreilige, wer hat sie so rasch veranlaßt? Ihr waret es! Ich habe Euch gebeten, mich der eingegangenen Verpflichtung und der Verantwortung zu entheben, Ihr habt mir mit eurem

Zorne gedroht, darauf fügte ich mich. Und jetzt wollt Ihr, was dort geschah, umstoßen? Hieße das nicht mit dem Willen des Erblassers Gespötte treiben? Früher habt Ihr von mir Gehorsam gefordert und befohlen, daß ich wähle; eure Wahl war dieselbe wie die meine; jetzt verlangt Ihr abermals Gehorsam und befehlt mir, daß ich meine Wahl verwerfe; um Vergebung, Rabbi, als Mitvollzieher des letzten Willens Sabbathais muß ich meine Selbstständigkeit wahren, in diesem Falle haben die Rücksichten des Schülers gegen den Lehrer ein Ende erreicht. Und warum soll ich meine Wahl umstoßen? Weil, während wir auswärts weilten, zu Hause Dinge geschahen, die jene Wahl ungiltig machen! so sprecht Ihr. Und welches sind die Dinge? Der Mann unserer Wahl trat während dem zum Christenthume über! Und deshalb sollte die Wahl ungiltig seyn? Sabbathai, gepriesen sey sein Name! war Jude, trat zum Mohamedismus über und blieb trotzdem Sabbathai Zewi; ob Frank Jude sich nennt oder Christ, er wird immer Sabbathianer bleiben. Frank hat das Banner Sabbathai's öffentlich aufgepflanzt und die Talmudisten in öffentlicher Disputation besiegt, er that es, ohne daß er bis jetzt eine Ahnung hat, welche Unterstützung ihm bevorsteht, und wir, wir sollten ihm nun entziehen, was wir ihm bereits zugedacht? O nein, Rabbi, das sey ferne von uns! Wir sind nicht da, über das Testament zu deuteln und zu klügeln, sondern es auszuführen, wie es geschrieben ist, Wort für Wort. Und da wir die Ausführung bereits begonnen, so darf von dem was wir beschlossen, kein Haarbreit abgewichen werden und wenn darob mein Leben zu Grunde gehen sollte.«

Nehemiah Hajun gewahrte mit Schrecken die fanatische Gewissenhaftigkeit, die ihm gegenüberstand, er kannte den Charakter seines Schülers zu gut, um nicht zu wissen, daß er

nicht nur ein Mann der Vorsätze, sondern auch der Ausführung war. Auf dem offenbarten Willen beharren, hieß eine Kluft zwischen sich und Luzzato schaffen und dessen Mißtrauen und Wachsamkeit heraufbeschwören; das wollte der schlaue Rabbi um jeden Preis vermeiden.

»Ich,« dachte er mit hinterlistigem Vorbehalt, »weiß recht wohl, was ich von ihm zu befürchten oder zu hoffen habe; vor Jahren schon zu meinem Werkzeuge erkoren, gab ich mir Mühe, die verborgensten Falten seiner Seele kennen zu lernen; er aber ahnt nicht, wessen er sich von mir zu versehen hat, das Auge des Schülers hat sich nie zu erheben gewagt, um in das Herz des Lehrers zu schauen.«

Der Schlauheit Gehör schenkend, stellte sich nun Hajun, als beginne er sich Luzzato's Anschauung zu nähern und entgegnete auf dessen letzte Rede:

»Ich lobe deinen frommen Eifer, mein Sohn, vor Allem aber deine Gewissenhaftigkeit. Weit entfernt, die Selbstständigkeit deines Willens nicht anzuerkennen oder gar sie unterdrücken zu wollen, anerkenne ich vielmehr dein Streben, sie zu bewahren, und freue mich dessen. Was mich belangt, so läugne ich nicht, daß, was ich sagte, meiner Ueberzeugung entsprang; in diesem Momente jedoch ist sie durch deine Darstellung bereits wankend geworden und wird vielleicht nach einigem Nachdenken deiner Anschauung vollkommen gewichen seyn. Ich vermeide sorgfältig, deinem Gewissen Zwang anzuthun, folglich kann ich von Dir desgleichen begehren; laß uns daher einige Tage abwarten, unsere Geister, die sich schon so oft in seltenem Einklang trafen, werden sich auch diesmal einigen, man muß ihnen nur Zeit gönnen, bis sie Alles vollkommen erfaßt haben, was erst möglich seyn wird, wenn sich die Lage vollkommen klar herausgestellt haben wird. Der

letzte Satz wird Dir vielleicht etwas unklar erscheinen, ich will ihn Dir sogleich verdeutlichen. Unser Erwählter ist zum Christenthume übergetreten; Du äußertest vorhin, Jacob Frank werde, gleichviel ob er Jude oder Christ sich nennt, immer Sabbathianer bleiben, in dieser Voraussicht kannst Du Dich möglicherweise täuschen, was dann? Wenn der bloße Verächter des Talmuds zum Verächter des ganzen Judenthums wird, was hernach? Wenn Jacob Frank nicht blos die Idee, sondern das ganze Wesen des Christenthums in sich aufgenommen und die Lehre Sabbathai's vollkommen über Bord geworfen hätte, würdest Du noch darauf bestehen, unsere Wahl aufrecht zu halten? Darum sehen wir bedächtig und handeln wir mit Vorsicht, warten wir einige Zeit ab, sehen wir, wie Frank sich benimmt, hören wir, was er lehrt, und dann entscheiden wir. Bis dahin aber komme kein Wort über unsere Lippen, kein Schritt geschehe, um den Mann vorzeitig zu erheben, dessen Absichten wir noch nicht kennen.«

Luzzato war jetzt ein eben so aufmerksamer Zuhörer gewesen, wie früher eifriger Sprecher. Nach kurzem Besinnen billigte er das Verlangen des Rabbi und fügte sich ihm.

»Ich bin gerecht,« sagte er mit Würde, »und Starrsinn ist nie eine meiner Untugenden gewesen, darum füge ich mich dem begehrten Aufschube, obwohl ich im Voraus weiß, daß ich mich in meiner Voraussicht nicht täusche. Wäre Frank dessen fähig, was Ihr befürchtet, das heißt, hinge er nicht mit ganzer Seele an Sabbathai's Lehre, unsere Wahl wäre nicht mit so merkwürdiger Uebereinstimmung auf ihn gefallen.«

Nehemiah Hajun vermied jeden Widerspruch, heuchelte theilweise Bekehrung und Fügsamkeit und betete auf den scheidenden Schüler den väterlichsten Segen herab.

Kaum aber hatte Luzzato die Thüre hinter sich geschlos-

ſen, als der Rabbi jedes Zwanges ledig, ſich aufrichtete. Die Lineamente ſeiner hageren Geſtalt ſchienen von Minute zu Minute zu wachſen; wer ihn in dieſem Momente ſah, wen ſein entſetzlicher Blick traf, der erſt begriff die Bezeichnung Hiwja, die Schlange, die ihm ſeine Feinde beilegten.

Seine Augen waren auf die Thüre gerichtet, als gelte es ſie durchzubohren, ſo mag die Natter durch das Gebüſch ſchauen, wenn ſie den Gewehrlauf auf ſich gerichtet, blitzen ſieht.

Welche Gefühle ihn in dieſem Momente beherrſchten? Welche Gedanken ihn durchfluteten?«

Wir werden ſie kennen lernen, wenn wir den Worten lauſchen, in die er nun ausbrach.

»Geh hin,« rief er mit wilder Energie, »wiege Dich ſanft ein in deine Vorausſicht und decke Dich mit deinem Gewiſſen zu. Aber auch ich habe mein Gewiſſen, und ich möchte es um keinen Preis mit dem deinigen vertauſchen. Um die Ruhe meines Gewiſſens zu erhalten, darf Frank nie der Herr über Sabbathai's Schätze werden — man kann den Sabbathaismus mit dem Mohamedismus vereinigen, niemals aber mit dem Chriſtenthum. Was Frank will, ahne ich, allein die Unausführbarkeit ſeiner idealen Chimäre liegt zu offen am Tage, als daß ich einwilligen ſollte, Sabbathai's Schätze daran zu vergeuden. Soll die Lehre unſeres Meiſters verbreitet werden, ſo iſt es nur im Judenthume möglich, wie groß aber iſt die Zahl der Juden, die öffentlich Chriſten werden möchten, um im Geheimen Sabbathianer zu ſeyn? Je länger ich über die Sache nachdenke, deſto mehr werde ich in meinem erſten Beſchluſſe beſtärkt; die Ausbreitung der Frankſchen Anſchauung hieße das Judenthum ſchwächen, zu Grunde richten, nicht aber es reinigen. Die Anſicht, welche einſt der Meiſter

über Glaubenswechsel nothgedrungen aufstellte, darf nicht zum Princip seiner Lehre erhoben werden; Frank trat ohne äußerste Nothwendigkeit zum Christenthume über, der Bann der Rabbinen ist kein vergifteter Pfeil, er hätte ihm trotzen können und sollen. Nach dem Siege, den er bei der Disputation errang, hätte er sich von der Gemeinschaft mit den Rabbiniten lossagen und dadurch gleichsam sie in Bann legen sollen, das war der Weg des Heiles — sein jetziger Pfad ist eine gewaltige Verirrung, die ich nimmer und nimmer unterstützen kann. Ich bin arm und dürftig, Gott verhüte, daß ich mir je einen Heller des Goldes aneigne, das nicht mir gehört, der letzte Wille unseres Meisters soll sich erfüllen ganz und gar, nur Jacob Frank darf nicht zum Gebieter der Schätze werden, denn er würde des Meisters Absicht nicht erreichen; darum heißt es einen Anderen suchen, es wird sich im Bunde schon Einer finden lassen, der die verlangten Eigenschaften, wenn auch nicht in so hohem Grade, in sich vereiniget wie Frank, der soll der Erwählte werden und wenn Luzzato auch noch so starrsinnig bei der ersten Wahl verharrte. Ich scheue die Sünde und hasse das Verbrechen, um aber das Schlimme in einer so heiligen Sache zu verhindern, muß mir der Zweck das Mittel weihen; um Luzzato zu bekämpfen, um ihn unfähig zu machen, seine Absicht auszuführen, werde ich meine Scheu überwinden und meinen Haß bekämpfen. Jacob Frank ist kein Midas, dem schon als Knaben die Ameisen Getreidekörner in den Mund trugen, unter dessen Berührung Alles zu Gold wurde, und den das Geschick vom Bauer zum König erhob; Frank hat dem Judenthume abgeschworen, daher sollen für ihn kein Manna vom Himmel träufeln und keine Wachteln aus den Wolken fallen, er soll der Schätze Sabbathai's nie theilhaftig werden, und wenn ich im Widerstande dagegen

mein Leben opfern und mein Daſeyn mit Sünden bemakeln ſollte. Das ſchwöre ich bei der ewigen Ruhe meines Vaters, bei der Seligkeit meiner Mutter und beſiegle meinen Schwur, indem ich dreimal feierlich ſpreche: Amen, Amen, Amen!«

Wird Simon Luzzato ſeinen Sinn ändern, oder wird Nehemiah Hajun bemüſſiget ſeyn, ſeinen Schwur zu erfüllen?

Die Antwort ſoll nicht auf ſich warten laſſen.

XIV.

Polniſche Zuſtände. Das Vaterland ruft, ſeine treueſte Tochter gehorcht.

Unſere Erzählung nähert ſich dem Punkt, wo ſie aus den Kreiſen, in denen ſie ſich bis jetzt bewegte, heraustritt, und mit den politiſchen Ereigniſſen des Landes mehr als bisher in Berührung kommt. Die erſte Theilung Polens beginnt ſchon heranzurücken, die polniſchen Patrioten ahnen und fürchten bereits, was da kommen ſoll, obwohl der Preußenprinz jene berühmte Reiſe nach St. Petersburg noch nicht angetreten hatte, wo er die Theilung Polens in Vorſchlag brachte und die Czarin Katharina II. bewog, an der Zerſtückelung Theilzunehmen.

Die nordiſche Semiramis, wie franzöſiſche Philoſophen ſie ſo gerne nannten, ſtellte ſich anfangs, als widerſtrebe es ihr, bei dem Ländermahle ſich mit zu Tiſche zu ſetzen, da aber die Welt nach den Gewaltthaten in Warſchau, nach den blutſäuferiſchen Metzeleien in der Ukraine, dem orthodoxen Augenverdrehen in Petersburg keinen Glauben ſchenkte, griff ſie endlich zu und iſt dabei, vorausgeſetzt, daß man der Weltgeſchichte trauen darf, nicht zu kurz gekommen.

Ihr Spruch: »Polen ist ein Land, wo man sich nur bücken darf, um etwas aufzuheben«, ist bekannt.

Fürchten Sie nicht, freundlicher Leser, der Romanschreiber denkt nicht daran, Sie mit hochtrabenden Declamationen über die Widerrechtlichkeit der Theilung, oder mit Reflexionen über deren verderbliche Folgen zu behelligen, eben so wenig fällt es ihm ein, Sie durch das diplomatische Labyrinth zu leiten, welches der ersten Theilung vorausging — ihm ist ein angenehmeres Loos zu Theil, als Wasser in die Donau zu tragen und sein Publicum zu langweilen. Er bezeichnet blos die Epoche, hebt aus derselben jene Momente heraus, mit denen seine Erzählung in Berührung kommt und hält sich von dem Gebiete der Politik ferne, die ohnedem mit der Romantik so wenig zu schaffen hat.

Einiges, was wir bereits erzählten, und Vieles was wir in diesem Bande noch erzählen werden, dürfte indessen manchem unserer Leser, die mit den Eigenthümlichkeiten der damaligen Lage Polens nicht vertraut sind, räthselhaft und unverständlich erscheinen.

Diese zu orientiren diene folgende Erläuterung.

Die polnische Republik, mit dem Könige an der Spitze seit dem Aussterben des jagellonischen Stammes (1575) ein Wahlreich, besaß eine Verfassung, deren besonderste Eigenthümlichkeit in dem »liberum veto« bestand, das heißt, in der Machtvollkommenheit eines jeden einzelnen Landboten (Deputirten), nicht nur dem Reichstag ein Ende, sondern auch alle auf demselben gefaßten Beschlüsse ungiltig zu machen. Einer der Deputirten brauchte sich nur zu erheben und das »Nie pozwatam« das heißt »ich erlaube es nicht« zu sprechen und der ganze Reichstag war für ungiltig erklärt.

Seit dem Jahre 1652, wo unter der Regierung Johann

Casimirs der Landbote von Ugita, Sicinski, zum ersten Male das Veto einlegte, wurde dieses zuerst gegebene Beispiel als ein beständiges Recht zum Gesetz erhoben, und hatte seitdem die bittersten Früchte getragen.

Ein weiteres, nicht minder gefährliches Recht war das der Conföderation, das heißt, der polnische Adel hatte das Recht, gegenüber seinem Könige bewaffnete Bündnisse zu schließen; sobald er sich vom Könige in seinen Rechten gekränkt glaubte, wenn die Verfassung des Landes, die Freiheiten des Reiches gefährdet wurden, verbanden sich Adelige, erließen einen Aufruf zur Vertheidigung des Vaterlandes und zogen mit Tausenden ins Feld.

Wie trefflich Rußland es verstand, diese beiden Eigenthümlichkeiten Polens auszubeuten, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Verderbtheit des polnischen Adels lieferte ihm bestechliche Werkzeuge im Ueberfluß.

Einsichtsvolle Patrioten gingen damit um, das Liberum veto abzuschaffen, Rußland und Preußen wußte es zu verhindern; bildete sich eine Conföderation, um den Plänen des Czaren entgegenzuarbeiten, so wurde gleich eine zweite Conföderation unter dem moskowitischen Anhange veranlaßt, welche der ersten feindlich entgegentrat.

Die Dissidenten (Akatholiken) besaßen seit anderthalb Jahrhunderten constitutionelle Rechte, die anno 1717 beschränkt und neunzehn Jahre darauf gänzlich aufgehoben wurden. Rußland nahm sich ihrer aus ähnlichen Beweggründen an, wie in unserer Zeit der Griechen in der Türkei, und fand in den katholischen Bischöfen die entschiedensten Gegner.

Wilde Unordnung griff immer mehr um sich.

Der Moskowiter ist um die Mittel zur Erreichung seiner *Pläne nicht verlegen*; wo List, Bestechung nicht genügen, wird

zur Gewalt geſchritten, und warum ſollte eine Schutzmacht dieſe nicht anwenden, wo das Heil ſeiner Schützlinge auf dem Spiele ſteht?

Auch in unſerer Zeit wiſſen die Donaufürſtenthümer eine Geſchichte von ruſſiſchem Schutz zu erzählen.

Truppen überſchritten völkerrechtswidrig die polniſche Grenze, ließen Könige wählen, bekämpften die Conföderirten, terroriſirten die Kammern, und ſpielten, wo ſie ſiegten, die Herren des Landes.

So ging es auch zur Zeit dieſer Erzählung im Lande her, wo Fürſt Repnin, wie wir bereits hörten, Senatoren und Biſchöfe in nächtlicher Weile in Warſchau überfallen, aufheben und nach Rußland transportiren ließ, weil ſie, wie er bekannt machte, die Reinheit der Geſinnungen Katharina's angegriffen hätten.

König Stanislaus Poniatowsky, zu ſchwach, den anarchiſchen Stolz des Adels zu bändigen, unfähig, vor dem Moskowiter ſeine Würde zu behaupten, ſchwankte wie ein Rohr im Sturm hin und her, bald vor der ruſſiſchen Schutzmacht ſich beugend, bald wieder der ſelbſtſtändigen Würde der Republik ſich neigend, bis er endlich wegen ſeiner Schwäche die Achtung Aller einbüßte.

Dieſen Zuſtand der Dinge im Auge behaltend, wird nun auch der in der Geſchichte jener Tage uneingeweihte Leſer, was wir bisher erzählt, faſſen und für das Folgende das nöthige Verſtändniß mitbringen.

Die Gräfin Kaſſakowska befand ſich noch im Hauſe des Jacob Frank verborgen; ihre Abreiſe war zwar beſchloſſen, doch erwartete ſie ehevor einen Boten von Bar, von deſſen Nachrichten das Ziel ihrer Reiſe abhing. Er langte auch bald an.

Um Mitternacht störte ein Pochen am Hausthor die Ruhe in Frank's Wohnung.

Der Einlaßbegehrende gab sich durch ein bestimmtes Zeichen, welches er vorwies, als den Erwarteten zu erkennen und wurde ohne Zögern zur Dame geführt, die noch wach am Tische saß und Briefe schrieb.

Er überreichte der Gräfin eine kleine Wachskugel, aus welcher sie mit großer Vorsicht einen Zettel schälte. Den Ueberbringer der Fürsorge Frank's überlassend, blieb sie wieder allein, um den Inhalt der Depesche mit Muße zu lesen.

Dieser war, Dank der winzigen Perlschrift, trotz des kleinen Papiers umfangreich genug und lautete wie folgt:

»Gnädigste Gräfin!

»Die Conföderation von Bar ist geschlossen und hat mich mit der Stelle des Generalmarschalls beehrt. Gott gebe der Verbindung Glück und Segen, im Namen der Religion, im Namen der Selbstständigkeit Polens flehen wir ihn darum an.

»Mein Bruder, mit dem Sie zuletzt in Kaminietz conferirten, so wie alle Verbündeten anerkennen Ihre Verdienste um das Zustandekommen dieser Conföderation, und beauftragten mich, Ihnen dafür herzlich zu danken.

»Der würdige Pulaski mit seinen Söhnen und seinem Neffen, der Palatin von Kiow u. s. w. ersuchten mich eigens, Ihnen deren Hochachtung zu melden.

»Trotz der Vorsicht, mit der wir zu Werke gegangen, war es doch nicht zu verhindern, daß Fürst Repnin von dem bevorstehenden Bündnisse Kenntniß erhielt und sich für den eintretenden Fall von der Czarin in Petersburg Verhaltungsbefehle erbat. Gleichzeitig überhäufte er den König mit Drohun-

gen und gibt sich viele Mühe, einige in Warschau ansäßige anwesende Senatoren zu bewegen, daß sie ob dieser Conföderation die russische Czarin um eine bewaffnete Intervention bittlich angehen möchten.

»So groß nun die Käuflichkeit und Wohldienerei vieler Senatsmitglieder in der That ist, so lauten unsere Nachrichten doch dahin, daß der Moskowiter dieses Mal beim Senat kein willig Ohr finden, sondern daß vielmehr unsere Conföderation von diesem gesetzlich anerkannt werden wird.

»Gleichzeitig mit unserem Bunde hat sich ein zweiter unter Leitung Joachim Potocki's in der Gegend von Halicz, ein dritter in der Gegend von Lublin gebildet, mehre andere sind noch im Entstehen begriffen.

»Wenn auch alle diese Aufstände anfangs eines Centralpunktes ermangeln werden, so hoffen wir doch, daß es uns mit Gottes Hilfe gelingen wird, ihn sobald als thunlich zu schaffen, und eine Verbindung der Conföderationen herzustellen. Es soll in Zukunft wenige polnische Adelsfamilien geben, von denen nicht Ahnen beim Barer Adelsbunde waren.

»Weitere Nachrichten unserer Kundschafter melden, daß der Russenoberst Drewitsch mit seinen Truppen die Bestimmung nach der Ukraine erhalten habe, ferner, daß man uns entgegen den General Apraxyn schicken wolle, dem die Aufgabe zu Theil werden soll, den Krieg in Podolien gegen die Conföderirten von Bar zu führen.

»Es ist uns besonders wünschenswerth, darüber, so wie überhaupt über die Machtstellung, über die Bewegung, im Allgemeinen über die Pläne unseres Gegners Auskünfte zu erhalten; in einem deshalb gepflogenen Rathe einigten sich die Meinungen Aller dahin, daß wir solche nur von Ihnen, hoch-

verehrte Frau Gräfin, verläßlich zu hoffen haben und zwar auf folgendem Wege:

»Der Staroſt von Mirogrod, in Podolien bekanntlich der eifrigſte Anhänger Rußlands, ſteht mit ſeinen Freunden in intimer Verbindung, und ſein Schloß war, was auch Sie recht wohl wiſſen, bis jetzt der Knotenpunkt der ruſſiſchen Intrigue. Sobald nun die feindlichen Truppen ihre Operationen gegen uns beginnen, wird in Mirogrod Vieles zu erſpähen und zu erfahren ſeyn, was uns nicht entgehen darf.

»Ich richte daher im Namen der Häupter der Conföderation die Bitte an Sie, ſich verkleidet nach Mirogrod zu begeben, ſich dort ſo lange als möglich aufzuhalten und Ihre Nachrichten auf geeignetem Wege an mich nach Bar gelangen zu laſſen.

»Indem die Conföderation dieſe Bitte an Sie richtet, anerkennt ſie vollſtändig die Größe der Gefahr, in die Sie ſich dabei begeben; ſie weiß es recht wohl, daß der Staroſt von Mirogrod Ihr erbittertſter Feind, Ihr eifrigſter Verfolger iſt, und daß Sie erſt zuletzt auf Ihrer Reiſe nach Kaminietz mit großer Anſtrengung einem von ſeinen Leuten gelegten Hinterhalte entgangen ſind: allein die Conföderation iſt gegenüber der Gräfin Kaſſakowska in der angenehmen Lage, nie von der Größe der Gefahr, ſondern ſtets nur von der Wichtigkeit des erwarteten Dienſtes ſprechen zu dürfen, um die erſte Patriotin Polens zum ſofortigen Handeln bereit zu finden.

»Das Vaterland ruft — ſeine treueſte Tochter gehorcht — ihre Freunde beten für ſie!

»Michael von Krasinski.«

Die Begeiſterung, welche dieſe Mittheilungen in der Bruſt der Gräfin anfachten, ſtrahlte aus ihren Augen und

verjüngte das ohnedem edle Antlitz. Purpurröthe glühte darauf.

Das Papier in ihrer Hand bebte, denn auch die Freude hat ihre Strömungen so rauschend wie der Schreck, so tiefwühlend wie der Schmerz.

»Sie kennen mich,« sprach sie mit frohlockender Stimme, »sie wissen, was das Vaterland von mir fordern kann, was ich für dasselbe zu wagen bereit bin. Es sey! Sie verlangen es und ich werde mich in die Höhle des Wolfes wagen. Der Zweck, wenn ich ihn erreiche, wiegt die Gefahr, der ich mich dabei aussetze, bei Weitem auf. Liegt es in dem Beschlusse der Vorsehung, mich untergehen zu lassen, dann flehe ich nur um die Eine Gnade, daß mein Tod dem Vaterland zum Nutzen diene.«

Nach diesen Worten ließ die Dame ihren Oberleib in den Armsessel zurücksinken und begann in Gedanken den Plan zu entwerfen, der sie zu dem vorgesetzten Ziele führen sollte.

Der Schlaf floh sie, keine Mattigkeit drückte ihre Augenlider, der Morgen brach heran und fand diese merkwürdige Frau munter und froh; froh darüber, daß sie mit ihrem Plane zu Stande gekommen, mit ihm und mit sich zufrieden war.

Frank, kaum angekleidet, wurde schon zu der Gräfin beschieden.

»Mein lieber Frank,« redete sie ihn an, »ich stehe auf dem Punkte, euer Haus zu verlassen, ich habe nur noch eine Angelegenheit zu besorgen, dann werde ich, da ich die ganze Nacht wachend zubrachte, mich für einige Stunden dem Schlafe überlassen und mit Anbruch der Dunkelheit die Reise gestärkt antreten. Bei dem Besorgen der erwähnten Angelegenheit müßt Ihr mir behilflich seyn. Ich benöthige einen

Reisegefährten, derselbe muß muthig und unternehmend seyn, er darf nicht zagen, wo es gilt, für eine gute Sache, wär's auch mit dem Leben, einzustehen. Weiter muß er, und das sind zwei Hauptbedingungen, ein Jude und ein Bekannter oder wo möglich ein Verwandter jener Frau seyn, die jüngst an meiner Statt geraubt wurde und, was ich gleich befürchtete, bis zum heutigen Tage noch nicht zum Vorschein gekommen ist. Mich deutlicher anzusprechen bin ich nicht in der Lage, doch seyd Ihr zu klug und zu erfahren, um nicht zu ahnen, was ich vorhabe.«

Frank's Mienen verriethen, daß er die Absichten der Gräfin durchschaue; er bethätigte dies sogleich, indem er ohne Zögern den rechten Mann in Vorschlag brachte und nachdem er seine Gastin mit den obwaltenden Verhältnissen vollständig vertraut gemacht hatte, bat sie ihn den Betreffenden sogleich zu holen und ihn auf dem Rückwege vorzubereiten, ohne ihm indessen etwas von ihren Geheimnissen zu verrathen.

Nach kaum einer Stunde kehrte Frank zurück und meldete, daß der besagte junge Mann, der gräflichen Befehle gewärtig, außen harre.

Die Dame ersuchte Frank, ihn eintreten und sie mit ihm allein zu lassen.

Der junge Hebräer, der zum Begleiter der Gräfin Kassakowska ausersehen werden, war — Gideon Kohen.

Die Dame richtete ihre Blicke auf ihn, betrachtete ihn mit auffallender Aufmerksamkeit, dann sagte sie:

»Ihr nennt Euch Gideon Kohen?«

»So ist es, gnädige Frau?«

»Ihr seyd ein Sabbathianer.«

»Ich bin es,« versetzte der junge Mann mit Stolz.

»Seyd Ihr auch so wie die andern Sabbathianer zur christlichen Kirche übertreten?«

»Nein, gnädige Frau.«

»Warum diese Ausnahme?«

»Weil,« erwiederte Gideon mit bebenden Lippen und sein Auge finster zu Boden gesenkt, »weil das geistliche Tribunal der Rabbiniten über mich eine entwürdigende Züchtigung und Buße verhängt hat, bei dieser Gelegenheit habe ich den Richtern feierliche Rache geschworen, und um meinen Schwur zu halten, muß ich ein Jude bleiben.«

»Hat Euch Jacob Frank von meinem Verlangen in Kenntniß gesetzt?«

»Er sagte mir, daß Sie einen Begleiter wünschen, der ein Jude und ein muthiger Mann seyn muß.«

»Was sagte er noch?«

»Weiter,« sagte er, »daß Sie eine Dame von hohem Stande sind, die von mächtigen Feinden verfolgt, unter der Maske einer Jüdin bei ihm verborgen lebte.«

»Sprach er sonst nichts?«

»Er fragte mich, ob ich geneigt sey, die Gefahren einer Reise mit Ihnen zu theilen, und ich sagte zu, ohne erst zu fragen, warum und weshalb.«

»Welches ist der Grund eurer Bereitwilligkeit?«

»Mein Unglück! Ach, gnädige Frau, wenn Sie mein Unglück kennten, Sie würden begreifen, daß es für mich nichts Erwünschteres gibt, als das Land zu durchziehen und —«

Gideon verstummte.

»Fahrt fort,« ermunterte ihn die Dame, »warum stockt eure Rede auf einmal?«

Und als der immer Sabbathianer noch immer zögerte, ſagte die Gräfin: »Ich kenne die Urſache eures Kummers, eures Unglücks; ich weiß, daß die Frau, die Ihr liebt, plötzlich verſchwunden iſt und daß Euch ihretwegen eine Reiſe höchſt wünſchenswerth erſcheint. Und eben weil ich dies Alles weiß, glaube ich in Euch den Mann zu beſitzen, wie ich ihn benöthige. Hört mich aufmerkſam an und unterbrecht mich nicht. Thamar wurde von hier mit Gewalt entführt. Was ſie traf, hat mir gegolten und ſie gelangte durch eine Verwechslung unſerer Perſonen in die Gewalt meines Feindes. Thamar iſt eine ſchöne, junge Frau, demnach iſt der Ort, wo ſie ſich befindet, für ſie nicht minder gefährlich, als er für mich geweſen wäre, denn ob es dem Leben, der Freiheit oder der Ehre gilt, läuft am Ende auf Eines hinaus. Jener Ort iſt nun zugleich das Ziel meiner Reiſe und eurer Wünſche. Steht Ihr mir bei, dort meine Zwecke zu erreichen, ſo werde ich Euch behilflich ſeyn, eure Geliebte zu befreien, denn es iſt außer Zweifel, daß ſie mit Gewalt zurückgehalten wird. Ich zweifle nicht, daß Ihr den Vertrag mit mir eingeht, vorausgeſetzt, daß Ihr Thamar wirklich liebt; ich muß es jedoch beſonders hervorheben, daß Ihr die Gefahr, in die wir uns begeben, keineswegs unterſchätzt. Es iſt die Höhle des Wolfes, die wir aufſuchen; alle Schlauheit und Vorſicht ſind nothwendig, um den Verrath von unſerer Fährte ferne zu halten; ein unvorſichtig Wort würde hinreichen, uns dem Verderben preiszugeben und Thamar mit in die Kluft hinabzureißen.«

Gideon verſetzte: »Ich enthalte mich jeder Betheuerung, gnädige Frau, und ſage blos, daß ich für das Weib meines Herzens keine Gefahr ſcheue und mich willig allen Anordnungen fügen will, die Sie zu unſerer beiderſeitigen Sicherheit *und zur Erreichung* unſerer Zwecke treffen werden.«

Die Gräfin war mit dem, was ſie gehört und mit den Wahrnehmungen, die ſie an dem jungen Manne gemacht, zufrieden und vertraute ihm den Plan, in ſo weit er ihre Reiſe betraf, welche beim Anbruch der Dunkelheit angetreten werden ſollte.

Nach Gideons Entfernung überließ ſich die Dame einige Stunden lang den Armen des Schlafes und nahm dann ein Mahl zu ſich. Ihr Diener, mit dem nöthigen Reiſegeld verſehen, wurde allein nach Hauſe geſendet.

Beim Anbruch der Nacht trat die Gräfin zu Fuß und von Frank begleitet den Weg vor die Stadt an, wo Gideon an der Seite eines Maulthieres, das mit Waaren beladen war, ihrer wartete.

Der Rücken des Thieres erſchien mit einem Sattel belegt, falls die Jüdin, denn in eine ſolche hatte ſich die Gräfin Kaſſakowska vermummt, ermüden würde.

Es war verabredet, Gideon für ihren Bruder gelten zu laſſen.

Nach einem rührenden Abſchiede von Frank traten ſie, von ſeinen Segenswünſchen geleitet, die verhängnißvolle Reiſe an. Er um das Verderben vom Haupte der Geliebten, ſie um die Knechtſchaft vom theuren Vaterlande abzuwenden.

Laſſen wir ſie einen kurzen Vorſprung gewinnen, wir werden ſie bald einholen.

XV.

Die Schlange.

Wir würden der Gräfin Kassakowska und ihrem Begleiter unverweilt folgen, müßten wir nicht früher erzählen, was sich in jener Nacht, wo sie Kaminiétz verließ, zwischen Nehemiah Hajun und Simon Luzzato zutrug.

Die Schatzmeister Sabbathai's sind für uns wichtige Personen, und wir können sie nicht verlassen, ohne zu wissen, ob und wie sie sich wegen der Erfüllung des Testaments geeinigt?

Der Aufschub, den Hajun erzweckte, hatte keine andere Absicht, als Zeit zu gewinnen; Luzzato ahnete dies und wartete blos die nächste Lehrstunde Frank's ab, um in dessen jetzige Anschauung Einsicht zu gewinnen.

Der erwünschte Vortrag fand in der Nacht statt, wo die Gräfin Kassakowska abgereist war, und Luzzato drang darauf, daß auch Hajun ihm beiwohne.

Nach der Lehrstunde gingen die Schatzmeister neben einander nach Hause und Luzzato drang in den Rabbi, das Testament Sabbathai's zu vollziehen.

»Ihr habt Euch selbst überzeugt,« sagte er, »daß Frank von seinen früheren Grundsätzen um kein Haarbreit gewichen ist; und daß er mit der Annahme des Christenthums

keinen anderen Zweck verband, wie unſer hoher Meiſter mit ſeinem Uebertritt zum Mohamedismus.«

»Du hoffſt doch nicht, daß dies zum Heile führt?«

»Ich hoffe es.«

»Deine Hoffnung wird Dich trügen.«

»Das liegt in Gottes Hand; an uns aber iſt es, nicht zu klügeln und nicht zu deuten, ſondern zu vollſtrecken, was geſchrieben iſt, und ich, da ich nicht eidbrüchig werden will, muß darauf dringen.«

Die Dunkelheit verhinderte den Schüler, die tödtlichen Blicke des Lehrers zu ſehen, die Schlange gewahrte den Feind auf ſich losgehen und begann zu züngeln.

»Mein Sohn,« begann der Rabbi mit einer heuchleriſchen Weichheit, »ich habe mich, ſeit wir hier anlangten, Tag und Nacht mit dem Gegenſtande beſchäftigt und bin zur Erkenntniß gekommen, daß die Differenz zwiſchen uns eine ſolche iſt, die ſich nicht ſchlichten laſſen wird. Du bindeſt Dich an den Wortlaut des Teſtaments, ich möchte blos deſſen Geiſt vollzogen wiſſen, Du haſt die Form für Dich, ich Gründe der Vernunft. Wenn Sabbathai heute von den Todten erſtünde, er würde mir beiſtimmen, da aber dies Wunder nicht zu erwarten iſt, was erübrigt uns zu thun? Ich will deinem Gewiſſen nicht nahe treten, Du darfſt aber auch nicht fordern, daß ich dem meinigen Zwang anlege, in ſolcher Bedrängniß müſſen wir, um feindſeligem Zwieſpalt auszuweichen, auf einen Vergleich ſinnen und ich glaube einen ſolchen gefunden zu haben.«

Luzzato machte eine Bewegung, die ſeine erhöhte Aufmerkſamkeit bekundete und der Andere fuhr fort:

»Du beharrſt ſtarrſinnig bei der erſten Wahl und willſt Jacob Frank zum Herrn des Schatzes erheben; ich habe mein

Auge bereits auf einen Andern geworfen und mache Dir den Vorschlag, den Schatz, der ohnedem groß genug ist, zwischen meinem und deinem Candidaten zu theilen. Was erwiderst Du darauf?«

Es gehörte ein geübtes Ohr dazu, die lauernde Tücke in der Rede Hajun's wahrzunehmen; was jedoch Luzzato daran abging, ersetzte sein gerader Sinn, seine starre Rechtlichkeit, die vor jedem Betrug, und gehörte der Betroffene auch zu den Todten, zurückbebte.

»Nimmermehr,« gab er eifrig zur Antwort, »werde ich in eine solche offene Verletzung des Testamentes willigen! Ihr sprecht von Jacob Frank, als ob er blos von mir allein erwählt worden wäre und doch ist er der Mann eurer Wahl so gut wie der meinigen und muß es auch bleiben, so lange sich Geschehenes nicht ungeschehen machen läßt. Noch einmal, Rabbi, gebt nach, ich beschwöre Euch bei dem heiligen Andenken Sabbathai's, haltet euer Wort und versündiget Euch nicht, damit der Fluch des Meisters Euch nicht treffe.«

»Du hast Recht,« versetzte Hajun begütigend, »ein Testament ist und bleibt ein wichtig Document, ich will diese Nacht dazu verwenden, noch einmal mit mir Rath zu pflegen und mein Gewissen zu beschwichtigen. Gönne mir noch zwölf Stunden Frist und besuche mich im Laufe des nächsten Vormittags, bis dahin sollst Du eine zufriedenstellende Antwort erhalten.«

Luzzato fügte sich in die gestellte Frist und schied von dem Lehrer.

»Der Thor,« brach dieser aus, während er den Rest des Weges allein zurücklegte, »er hofft vergebens, daß ich mich seinem Starrsinne beugen werde. Mein Vorschlag von der Theilung des Schatzes war eine List, um mich zu überzeugen,

ob er sich in der That strenge an den Wortlaut des Testaments halten werde; dessen bin ich nun gewiß. Seine Gläubigkeit und seine Rechtlichkeit werden ihn nie zum Verrathe greifen lassen, ich kann daher ohne Gefahr meine Pläne auf seine Tugenden bauen. Ein schlauer Geist weiß die Tugenden der Menschen gerade wie ihre Schwächen zu benützen und Luzzato ist nicht der Erste, der wegen seiner Tugend zum Falle kommt. Von heute an stehen wir einander feindlich gegenüber, doch wird der Kampf zu meinem Vortheile mit ungleichen Waffen geführt werden. Er wird Sünde und Unrecht scheuen, ich werde so wählig nicht seyn, um den Sieg an meine Bahn zu fesseln; thu ich es doch nicht für mich, sondern blos zur größeren Ehre unseres Meisters. Der Verstand mancher Menschen gleicht einer Blendlaterne, die nur dem nützt, der sie trägt, da sie nur seinen Weg beleuchtet; ich denke, daß dies auch von meinem Verstande gilt. Luzzato wird in Bedrängniß gerathen, er wird wie der Reisende, den Wind und Wetter zwingen, sich in seine Tugend wie in einen Mantel hüllen; wir wollen sehen ob der Mantel groß genug seyn wird, ihn zu schützen!«

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen begab sich Luzzato in die Wohnung seines Lehrers.

Statt diesen anzutreffen, wurde ihm ein Zettel überreicht, der folgende flüchtig geschriebene Zeilen enthielt:

»Mein Sohn!

»Ein dringendes Geschäft zwingt mich, Kaminietz zu verlassen, bevor ich mich mit Dir über die bewußte Frage einigen konnte. Gedulde Dich bis zu meiner Rückkehr, deren Eintritt ich leider nicht bestimmen kann.

»Das bewußte Document führ ich mit mir, die bekannte Summe habe ich aufbewahrt, damit, was der Ewige verhüten wolle, kein Heller entfremdet werde.«

Luzzato ſtierte das verhängnißvolle Billet an und las es wiederholt. Die Unterſchrift mangelte wohl, allein die ihm bekannten Schriftzüge verläugneten den Schreiber keinen Augenblick.

Der junge Mann durfte ſich's nimmer verhehlen, er war überliſtet, die Schlange ihm entſchlüpft, ohne daß er wußte wohin, ohne daß er eine Ahnung von ihren Plänen hatte.

War Rabbi Hajun verreiſt, um den neuen Candidaten zu ſuchen, oder war er blos ſeinem Schüler aus dem Wege gegangen, um eine Erklärung zu vermeiden, die in dieſem Momente zwiſchen ihnen den offenen Zwieſpalt heraufbeſchworen hätte?

Ein mehr erfahrener und vertrauensvoller Menſch wie Luzzato würde noch eine andere Möglichkeit befürchtet haben, nemlich die heimliche Beſeitigung des ganzen Schatzes, doch das fiel dem Getäuſchten ſelbſt im Traume nicht ein; ein ſolcher Schurkenſtreich lag für ihn im Bereiche der Unmöglichkeit, daher er auch nicht daran dachte.

Der Wahrheit zur Steuer ſey es geſagt, daß dergleichen auch dem Entwichenen einſtweilen ferne lag, wir ſagen einſtweilen, denn für die Zukunft vermag man bei Menſchen, die ſich die Mittel von dem Zwecke weihen laſſen, niemals einzuſtehen.

Der Plan des wortbrüchigen Schatzmeiſters lief einſtweilen blos darauf hinaus, Jacob Frank zu verderben, und da man mit einem Schlage nicht ſelten zwei Fliegen tödtet, ſo *war die M*öglichkeit vorhanden, auch Luzzato mitzureißen; ge-

lang ihm dies, so stand er allein da, konnte das Spiel von Neuem beginnen, oder gar —

Weiter hinaus baute der Schlaue seine Pläne nicht, vorerst mußte der Anfang gelingen, dann wollte er weiter arbeiten.

Armer Luzzato, er war in schlimme Hände gerathen! Trotzdem hoffte auch er auf eine befriedigende Lösung, er machte sich daher auf, den Entflohenen zu suchen. Vorerst galt es eine Spur der Richtung zu finden, die jener eingeschlagen, dann gedachte er sie zu verfolgen Tag und Nacht.

Diesem Entschlusse gemäß machte er sich unverzüglich auf den Weg.

XVI.

Was der Gräfin Kassakowska und ihrem Begleiter auf der Reise begegnete.

Auf der Straße von Kaminietz nach Proskurow treffen wir die Gräfin Kassakowska sammt ihrem Begleiter.

Nachdem sie in der Nacht Markow durchschritten, zogen sie gegen Jarmolince und der Morgen traf sie unfern von diesem Städtchen, dessen Thurmspitze sie bereits gewahrten.

Ringsum herrschte Schweigen. Die Erde war in weichen frischgefallenen Schnee wie in Flaumen gebettet und der Fußtritt der Menschen sowie der Hufschlag des Maulthieres verfing sich geräuschlos in der winterlichen Hülle.

Jetzt durchglüht der erste Sonnenstrahl die frostig dünne Luft, leicht wie der Gedanke des Weisen, anmuthig wie der Blick eines Mädchens, und wie die Strahlen sich mehrten, beleuchteten sie das Antlitz der Edeldame, das trotz seiner

künſtlichen Entſtellung, trotz der breiten ſchwarzen Stirnbinde und des Wangen und Kinn umſchlingenden Tuches doch ſeinen edlen Typus völlig zu verläugnen nicht im Stande war.

Gideon führte das Maulthier am Zügel, die Gräfin, mit einem Wanderſtabe in der Hand, hielt ſich ihm zur Seite.

»Gnädige Frau,« unterbrach der junge Mann im Tone des Zuredens das Schweigen, »Sie ermüden ſich gleich beim Beginne der Reiſe unnöthiger Weiſe, ruhen Sie doch ein wenig im Sattel aus.«

»Ich danke, mein Lieber,« erwiederte die Dame; »im Froſt iſt Bewegung zweckmäßiger denn Ruhe im Sattel, überdies fühl' ich mich noch lange nicht ermüdet.«

»Wünſchen Sie in Jarmolince anzuhalten?«

»Gewiß. Wir müſſen ein warmes Frühmahl nehmen und auch das Packthier bedarf der Fütterung. Wir werden in der Schenke am Anfange des Ortes anhalten.«

»Es iſt eine Judenſchenke,« bemerkte Gideon.

»Was liegt daran? Trügen wir vor dieſen Scheu, ſo würden wir in Polen gar oft ohne Herberge ſeyn.«

»Ich denke nur —«

»Ah, ich verſtehe, Du meinſt, die Hebräer würden nur zu bald die Chriſtin in mir erkennen? Sey deshalb ohne Sorge, mein Aufenthalt in Frank's Hauſe war kein vergeblicher, ich habe mir dort Manches von eurer Redeweiſe und euren Gebräuchen zu eigen gemacht, Du kennſt doch das polniſche Sprichwort: »Der Bär geht ſo lang mit dem Treiber, bis entweder er das Tanzen oder der Treiber das Brummen lernt.« Ich habe, wenn auch nicht hebräiſch ſprechen, ſo doch hebräiſch brummen gelernt, und ich hoffe damit auszulangen. Um indeſſen der Neugierde deiner Leute Hinderniſſe in den Weg zu legen, gibſt Du mich für taub aus; das Schreien

wird ihnen eine längere Unterhaltung mit mir verleiden und da die Tauben gewöhnlich leise sprechen, so wird ihnen mein Murmeln gerechtfertigt erscheinen.«

Wie die Leser hören, sprach die Gräfin ihren Reisegefährten, der für ihren Bruder gelten sollte, bereits mit »Du« an.

»Ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten,« sagte Gideon, »daß wir Rollen übernommen haben, die wir, wie ich fürchte, herzlich schlecht spielen werden. Ich als Hausirer werde mit nicht weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie Sie als Jüdin. Ich verstehe von den Waaren, die wir mit uns führen, blutwenig, und ein kundiger Handelsmann würde in mir gar bald den Laien erkennen.«

»Halt,« sprach jetzt die Dame auf einmal, »wir müssen ein wenig von der Straße ab, auf diesen Seitenweg einbiegen.«

Gideon fragte nicht warum und wozu, sondern that, was die Herrin wünschte.

Nach einer Weile wies die Dame auf ein Haus, welches ihnen entgegenschaute, und sagte: »Dort wirst Du die erste Probe deines Handelsgeistes ablegen. In jenem Futor (ein einzeln stehender Hof mit einem Gute) wohnt der Edelherr von Kubrack, der mit Leib und Leben dem russischen Regiment zugethan ist.«

»Gnädige Frau, Sie scheinen die Russenfreunde im ganzen Lande zu kennen.«

»Ich kenne sie vom Fürsten Repnin angefangen bis zum letzten Hund hinab, der darauf abgerichtet ist, jede Confoderatka (eigene polnische Mützen, wie die Confoderirten sie trugen) anzubellen. Mein Freund, die Russen sind im Lande zahlreicher als Mancher glaubt, die Raben scheinen Polen be-

reits für ein Aas zu halten, das sie ungestraft verzehren können. Sie sollen sich, so Gott will, arg täuschen. Doch um wieder auf unsere Angelegenheit zu kommen: sobald wir vor dem Futor angelangt sind, nimmst Du einen Theil der Waare und begibst Dich in das Haus. Wenn der Edelherr daheim ist und sich herbeiläßt, Dir etwas abzukaufen, so gibst Du ihm die Waare um den halben Preis, schimpfst wacker über die neue Conföderation, lobst die Czarin in Petersburg und ersuchst ihn dann — wie Hausirer es oft zu thun pflegen — um einige Zeilen, in welchen er Dich als einen Kaufmann, der gute Waare billig verkauft, allenthalben anempfiehlt.«

Nach einer Viertelstunde stand man vor dem Hofe, Gideon begab sich mit einem Waarenpack hinein und kehrte nach einer Weile ohne Waare, mit dem gewünschten Zeugnisse versehen, zurück.

»Der Schuft,« brummte er, »kaufte nicht nur die Waare um den halben Preis, sondern ließ sich auch noch das Zeugniß eigens bezahlen.«

»Wundert Dich das?« fragte die Gräfin, »sollen diese Leute etwa Anstand nehmen, für Geld ihren Namen herzugeben, da sie für Geld sogar das Vaterland verrathen?«

Die Reisenden begaben sich nun wieder zurück auf die Straße.

»Das Zeugniß,« sagte die Dame, »ist trotzdem nicht zu theuer erkauft; wir werden trachten, derartige Documente von noch mehren Russenfreunden zu erhalten, ihre Empfehlungen sollen uns gehörigen Ortes sehr ersprießliche Dienste leisten.«

Als man vor der ersten Schenke in Jarmolince anlangte, lispelte Gideon: »Sie ließen mich vorhin die erste Probe mei-

nes Handelsgeiſtes ablegen, jetzt, gnädige Frau, iſt es an Ihnen, Ihre Geſchicklichkeit als Jüdin darzuthun.«

Die Dame lächelte.

Man trat, nachdem man das Packthier der Sorgfalt eines Knechtes empfohlen, in die Schankſtube.

Juden, ein paar Fuhrleute und Bauern bildeten die Gäſte und tranken Meth und Branntwein.

Einer der Erſteren näherte ſich ſogleich Gideon, um ihn auszuforſchen und mit Fragen zu überſchütten. Der junge Mann rettete ſich vor der Flut, indem er launig ausrief: »Die Nächſtenlieb fängt bei ſich ſelbſt an; gönnt mir Zeit, daß ich vorher meinen Hunger ſtille, dann bin ich erbötig, eure Neugierde zu befriedigen; aber das ſage ich Euch voraus, umſonſt thue ich's nicht, für jede Frage, die ich Euch beantworte, zahlt Ihr drei gute Groſchen, billiger darf ich's nicht thun, weil mein Schweſterleben es nicht leidet.«

Dabei wies er auf ſeine Geſellſchafterin.

Die Hebräer lachten.

»Was ſagt Ihr dazu?« wendete ſich der Neugierige an die angebliche Schweſter.

Die Gräfin glotzte den Frager an, wie Taube es zu thun pflegen, wenn man ſie zu leiſe anſpricht.

»Wenn Ihr mit meiner Schweſterlieb redet,« ſagte Gideon, »müßt Ihr lauter ſprechen, ſie hört leider Gottes auf beiden Ohren etwas ſchwer.«

Der Andere wiederholte ſeine Frage in einem bedeutend höheren Tone.

»Zu ſchwach, viel zu ſchwach!« klagte Gideon.

Der Andere begann zu ſchreien.

»Noch zu ſchwach! Nur noch zwei Töne lauter,« rief Gideon, »dann dürfte ſie Euch vielleicht verſtehen.«

Der Hebräer blickte Gideon nach der Seite an, schüttelte den Kopf und sagte: »Noch zwei Töne lauter, woher soll ich sie nehmen? Und das nennt Ihr etwas schwer hören? Bei mir zu Haus heißt man das anders. Ich behaupte, wie Loths Weib schon in eine Salzsäule verwandelt war, hat sie noch immer mehr gehört, als eure Schwester.«

Gideon machte eine klägliche Miene und rief dann dem Schankherrn, bei dem er das Mahl bestellte.

Die Gräfin nahm indessen am untern Tischende Platz, der junge Mann ließ sich an ihrer Seite nieder und beide begannen vorläufig mit großem Appetit Brot und Käse zu speisen.

Gideon, um seiner Rolle getreu zu bleiben, stellte sich als wolle er seiner Schwester etwas mittheilen und ließ die Finger seiner Hände wie Telegraphenarme spielen.

Die Gräfin verzog keine Miene und that als antworte sie ihm in ähnlicher Weise.

»Was habt Ihr zu eurer Schwesterlieb gesagt?« rief der Neugierige vom obern Tischende herab.

»Ich habe sie gefragt, ob ihr noch die Zähne weh thun.«

»Und was hat sie darauf geantwortet?«

»Sie kann die Schmerzen kaum aushalten.«

»Gott in der Welt,« rief der Hebräer, »wenn eure Schwester mit Zahnweh so dreinbeißen kann, dann möcht' ich sie erst ohne Zahnweh essen sehen.«

Darauf erwiederte Gideon: »Wie es mir vorkommt, lieber Gevatter, seyd Ihr ein großer Narr. Eben weil mein Schwesterleben Zahnweh hat, thut sie ja so dreinbeißen.«

Dieses Argument schien dem Neugierigen nicht recht einleuchten zu wollen, doch war es ihm nicht gegönnt, seine Zweifel dagegen zu äußern, denn ein neuer Reisender trat in die Stube.

Dieſer, ebenfalls ein Jude, von einigen Anweſenden gekannt, wurde ſogleich umrungen und da er von Warſchau herabkam, um Neuigkeiten beſtürmt.

Er erzählte deren mehre, die jedoch unſeren Bekannten kein Intereſſe boten, daher ſie das mittlerweile getiſchte Mahl ungeſtört und unbeläſtigt verzehren konnten.

Nach und nach kam der Fremde jedoch auf wichtigere Dinge zu ſprechen, denen die Gräfin und ihr Begleiter die Aufmerkſamkeit nicht verſagten.

»Ruſſiſches Militär,« ſo erzählte der Jude, »marſchirt gegen Podolien, die Straßen ſind damit voll, am königlichen Hofe zu Warſchau iſt man über den Adel, welcher der Conföderation zu Bar beigetreten, ſehr aufgebracht. Fürſt Repnin ſpielt mehr denn je den Herrn in Polen. Die Ruſſen und deren polniſcher Anhang fahnden eifrigſt nach einer gewiſſen Gräfin Kaſſakowska, welcher ſie die neue gefährliche Conföderation zuſchreiben. Fürſt Repnin hat auf den Kopf dieſer Dame einen Preis von tauſend Ducaten ausgeſchrieben.«

Gideon Kohen wurde bei dieſer Nachricht todtenbleich.

Die Gräfin, ohne daß ſich nur eine Fiber ihres Geſichtes bewegt hätte, führte eben einen Biſſen zum Munde und ſagte:

»Iß, mein Bruderleben, das Fleiſch iſt ſehr weich.«

Gideon hätte um Alles in der Welt keinen Biſſen mehr hinabgebracht.

— — — — — — — — — — —

Die Gräfin und ihr Begleiter, auf der Weiterreiſe begriffen, befanden ſich wieder auf offener Straße.

»Ich weiß nicht,« ſagte ſie, »warum die Nachricht von dem auf meinen Kopf geſetzten Preiſe auf Dich einen ſo ſchreckhaften Eindruck hervorbrachte? Mein Haupt iſt den Ruſſen ſchon ſeit Jahren her ſehr theuer, die Preisausſchreibung hat

daher unſere Gefahr in nichts erhöht. Der Weg, den wir wandeln, iſt keineswegs mit Roſen beſtreut, ich habe Dich ja noch vor unſerer Abreiſe auf die Größe der Gefahren, denen wir entgegengehen, aufmerkſam gemacht. Vertrauen wir auf unſere Waffen. Bleibe daher guten Muthes, laß Dich von keinem Schreck überraſchen und übermannen, beherrſche Dich und Du wirſt immer die Situation beherrſchen. Ich habe Männer in Ketten geſehen, die Herren waren, während ihreübermächtigen Beſieger wie Knechte vor ihnen ſtanden.«

Gideon verſprach mehr Selbſtüberwindung.

Die Reiſe während des Tages erlitt keine Störung. So oft der Weg an der Wohnung eines renommirten Ruſſenfreundes vorüberführte, mußte der junge Mann ein Zeugniß erhandeln, und da er bei jedem folgenden die bereits erhaltenen vorwies, ſo war das Erlangen ſolcher Documente mit immer weniger Mühe verknüpft.

Die Reiſenden begegneten zahlreichen Männern, die durch weiße Conföderatkas ſich als Kämpfer des Adelsbundes ſignaliſirten; die Gräfin, obwohl dieſer Anblick ſie ſehr erfreute, beobachtete doch die Vorſicht, ſich auch von den Freunden ihrer Partei ferne zu halten, denn der Verrath ſchlich damals ſchon durch die Reihen der Polen und was dieſer allenfalls nicht erreichte, zerfraß der innere Zwieſpalt.

Die Zeit ſchritt vor, Gelbtya, Rudziczna wurden ohne einen ſtörenden Zwiſchenfall zurückgelegt und man nahte ſich der Stadt Proskurow. Die Frage, ob man in genannter Stadt übernachten oder die Reiſe für dieſen Tag eine Strecke weiter ausdehnen ſolle, wurde für den letzteren Fall entſchieden, man beſchloß in Sababinzni zu übernachten.

Des Tages über hatte ſich die Dame öfters des Sattels bedient, und auf ihr Zureden that Gideon, mit ihr abwech-

selnd, dasselbe, Beide fühlten daher weniger Ermüdung, als man dem beschwerlichen Wege zu Folge hätte vermuthen sollen.

Man fand sich bereits in der halben Entfernung, zwischen Proskurow und Sabadinzni als heraufgezogenes Schneegewölk die Gegend verdüsterte und das Hinscheiden des Tages unerwartet beschleunigte.

Es währte nicht lange, so verfinsterte ein dichtes Schneegestöber vollends die Gegend. das weiße Leichentuch, sich immer höher webend, deckte Feld und Straße und die Reisenden, ohne daß sie die letztere mehr zu unterscheiden vermochten, mußten aufs Gerathewohl fortziehen.

Nun reute es sie wohl, in Proskurow nicht übernachtet zu haben, die Erkenntniß kam jedoch auch diesmal, wie leider oft, zu spät.

Gegen Wind und Schnee ankämpfend, legten sie wieder zwei Wegstunden zurück, ohne daß sie wußten ob sie sich noch auf der Straße befanden oder ob sie bereits abgeirrt waren.

Trotz aller Mühseligkeit entschlüpfte doch kein Klagelaut den Lippen der Dame, sie munterte vielmehr ihren Begleiter noch auf und schritt, zur Schonung des Packthieres, an Gideons Seite mit bewunderungswürdiger Ausdauer einher.

Auf einmal gewahrte sie geradehin einen Lichtstrahl.

Den jungen Mann darauf aufmerksam machend, sagte sie: »Wir gehen ohne Bedenken darauf los, und finden wir eine Hütte, gleichviel wer sie bewohnt, so werden wir uns eine Unterkunft erkaufen oder wenn es seyn muß, auch erkämpfen.«

Nach wenigen Minuten stand man vor einem einsamgelegenen Gehöfte, das mit einem jetzt überschneieten Zaun umfriedet war.

Das Bellen eines Hundes signalisirte zeitlich genug die Ankunft der Reisenden, trotzdem mußten sie nach ihrem Anpochen eine Weile warten, bis ein Bauer, groß und stark, an der Thüre erschien und in rauher unfreundlicher Weise nach ihrem Begehren forschte.

XVII.

Was der Gräfin Kassakowska und ihrem Begleiter auf der Reise begegnete.

»Wir bitten Euch um ein Nachtlager,« erwiederte die Gräfin in polnischer Sprache, indem sie die Art, wie Hebräer sie sprechen, nachahmte, »die Straße ist verschneit, und wir vermögen heute nimmer nach Sabadinzni zu gelangen.«

Die Höflichkeit der vermeintlichen Jüdin blieb bei dem Podolier ohne Eindruck, ja er wurde beinahe noch roher.

»Meine Hütte,« entgegnete er, »ist keine Herberge und zum Empfange für Gäste nicht eingerichtet, am wenigsten für Juden.«

»Wir verlangen die Unterkunft nicht umsonst,« lautete die Gegenrede, »euer Weib soll ein schmuckes Kopftuch erhalten.«

»Ich habe kein Weib mehr.«

»Dann wollen wir eure Kinder beschenken.«

»Meine Kinder sind nicht daheim.«

»Nun, ich denke, Ihr werdet unser Geschenk nicht zurückweisen.«

»Ei was Geschenk!« rief der Bauer; »wenn ich meine

Hütte durch die Aufnahme von Juden entweihen ſoll, dann müßt Ihr zahlen, tüchtig zahlen.«

»Sollen wir vielleicht euren Ochſen die Hörner vergolden?« fragte die Gräfin ſcherzend, dann aber ſetzte ſie ernſter hinzu; »jetzt macht ein Ende und gebt Raum; laßt uns einziehen und hängt den Hund an den Strick, damit er mein Maulthier nicht beißt.«

Der Bauer fügte ſich und ging zurück in den Hof, um den Hund anzuhängen.

Während dem liſpelte die Gräfin ihrem Begleiter zu: »Mit dem Schufte iſt's nicht richtig; ſein früheres Ausbleiben, nachdem der Hund ſchon lange vorher gebellt und wir gepocht hatten, und jetzt ſeine Weigerung uns zu beherbergen, fallen mir auf.«

»Wenn er ſchlimme Abſichten hegte,« meinte Gideon, »ſo würde er ſich beeilt haben uns aufzunehmen, denn zwiſchen ſeinen vier Wänden könnte er, was er will, doch am ſicherſten vollführen.«

»Du kennſt die Podolier ſchlecht,« erwiederte die Gräfin; »ſie hegen eine eigenthümliche Scheu, in ihren Hütten Verbrechen zu begehen, während ſie auf offener Straße ohne Bedenken zugreifen, daher ſcheint es mir, der lange Spitzbube wollte uns nicht einlaſſen, um uns, ſobald wir uns entfernten, nachzufolgen und unter freiem Himmel anzugreifen. Jedenfalls bleiben wir auf der Hut.«

Jetzt kehrte der Bauer zurück und die Reiſenden folgten ihm in die Stube oder richtiger geſprochen, in jenes große, landesübliche Behältniß, wo Wohnung, Küche und Stall in Eins ſich verliefen und wo das Thier den Rauch des Herdes und der Menſch den Duft des Stalles einzuathmen gezwungen iſt.

Uebrigens sey es zur Ehre des Podoliers gesagt, daß sein Herd und sein Stall kalt und ohne Stalldunst waren, hier fehlte das Vieh und dort das Feuer.

Ohne erst den Bauer zu fragen, führte Gideon das Maulthier herein, entledigte es seiner Last und reichte ihm Streu, Futter und Wasser. Die Gräfin ersuchte den Podolier ein Feuer anzuzünden, was dieser auch that.

Während dem ging die Dame zu ihrem Begleiter und lispelte ihm zu, den Bauer im Auge zu behalten und ihn, falls er die Hütte verlassen wolle, durch irgend einen Vorwand daran zu verhindern, oder, wenn dies nicht anging, ihm nachzuschleichen.

Darauf verfügte sie sich wieder in den vorderen Theil des Raumes und trat in die offene Thür, gleichsam als wolle sie den Hof besehen.

Das auf dem Herde angezündete Feuer loderte in hellen Flammen auf, diese warfen ihren Schein durch die Thür und beleuchteten den frisch gefallenen Schnee, in welchem die Gräfin die Fußstapfen mehrer Personen gewahrte, die — das war an den vorwärts gerichteten Fußspitzen leicht zu erkennen, ihren Weg zu einem kaum dreißig Schritte entfernten Schoppen genommen hatten.

Diese Bemerkung bestärkte die Dame in ihrem Verdachte; sie that einen Schritt vorwärts, zog die Thür leise hinter sich zu und schlich gegen den Schoppen.

Drinnen war Alles ruhig; die mißtrauische Lauscherin erreichte, den Bau umgehend, die rückwärtige Wand, wo plötzlich Geflüster ihr Ohr berührte.

Was gesprochen wurde, vermochte sie freilich nicht zu verstehen, sie errieth jedoch augenblicklich, daß die Personen

ſich hier verbargen, und daß ihre Abſichten eben keine lauteren waren.

Sie wußte genug, um ihr Mißtrauen vollkommen am Platze zu finden, und eilte zurück in die Hütte, wo ſie Gideon mit dem Bauer im lauten Wortwechſel fand.

Der junge Mann hatte von dem Podolier friſches Stroh für ſich und ſeine Gefährtin verlangt und die unfreundliche Antwort erhalten, es ſey keines vorhanden. Dies gab Veranlaſſung zu einem Streite, dem durch die Gräfin kurz ein Ende gemacht wurde.

»Dieſer brave Mann,« ſagte ſie ſpöttiſch, »behauptet kein Stroh zu beſitzen, wir wollen es ihm glauben. Wenn er aber in ſeinem Schoppen kein Stroh hat, dann möge er uns doch ſagen, was ſich denn ſonſt darin befindet.«

Dieſe Frage wurde mit einem Blicke begleitet, der den Podolier erkennen ließ, daß ſein Anſchlag verrathen ſey; aber der Schelm, weit entfernt, die Poſition, wo er ſich im Vortheile dünkte, aufzugeben, drohte der vermeintlichen Jüdin mit der geballten Fauſt und rief: »Will mir das Judengeſindel befehlen, von Allem, was ſich in meiner Hütte befindet, Rechenſchaft zu geben? Bin ich der Eigenthümer hier oder ſeyd Ihr es?«

»Ich bin nur der Gaſt,« entgegnete die Dame mit mäßiger Stimme aber mit großem Nachdruck, »und Du biſt der Eigenthümer; aber weißt Du, mein Lieber, daß Du ein Schuft, ein niederträchtiger Schurke biſt, der in einer Bärenhöhle, nicht aber in einer menſchlichen Wohnung hauſen ſollte? Elender, geſteh, wer ſind die Leute, die in dem Schoppen verborgen ſind?«

Ein doppelläufiges Piſtol, das dem Podolier entgegenſtarrte, machte ihn zwei Schritte zurückbeben, der Anblick

einer entſchloſſenen, bewaffneten Jüdin imponirte ihm; doch dauerte ſeine Betroffenheit nur eine Secunde lang, dann ermannte er ſich und verſetzte mit unglaublicher Frechheit: »Du willſt wiſſen wer die Leute im Schoppen ſind? Du ſollſt es gleich erfahren.« Und das letzte Wort kaum geſprochen, ſtieß er einen gellenden Schrei aus, wie der Raubvogel es thut, wenn er aus der Luft auf ſeine Beute herabſchießt.

Einen Augenblick dachte die Dame den Spitzbuben niederzubrennen, aber er war unbewehrt, und ſie gedachte ihre Schüſſe für jene aufzubewahren, die ſie mit Waffen in den Händen angreifen würden.

Sie riß ihr zweites Piſtol hervor und rief Gideon zu, ſich ebenfalls ſchußfertig zu halten.

Beide ſtanden mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Geſichter gegen den Eingang der Hütte gekehrt.

Sieben Männer, mit Säbeln und Piken bewehrt, ſtürzten herein und waren nicht wenig betroffen, als ſie vier ſchußfertige Piſtolen auf ſich gerichtet ſahen. Juden, mit Schußwaffen verſehen, bereit ſich zur Wehre zu ſetzen, hatten auch ſie nicht erwartet.

Aber auch die Gräfin wurde ſo wie ihre Gegner unangenehm überraſcht; ſie glaubte gewöhnliche Räuber im Hinterhalte, und ſah ſich von einer Bande conföderirter Soldaten angegriffen!

Der Schmerz und die Entrüſtung, in welcher der Anblick der weißen Mützen ſie dieſes Mal verſetzte, waren ſo groß, die Enttäuſchung für ſie ſo bitter, daß ihre bewehrten Hände ſich ſenkten und ſie dem Feinde widerſtandslos gegenüberſtand.

»Was wollt Ihr?« fragte ſie mit einem Tone, der ihre Gemüthsſtimmung verdollmetſchte.

Die Conföderirten hielten, was sie sahen, für ein Zeichen eingetretener Muthlosigkeit; sie wähnten, ihre Anzahl habe der Jüdin imponirt und rechneten somit um so unfehlbarer auf das Gelingen ihres Unternehmens.

Der Vorderste von ihnen übernahm es, dieser Ansicht Worte zu leihen, indem er die Frage der vermeintlichen Jüdin beantwortete:

»Du fragst was wir wollen? Wir ziehen in den Kampf für das Vaterland und wagen dabei unser Leben; dafür wollen wir uns bei Euch eine Beisteuer holen; euer Maulthier ist schwer bepackt, wir gedenken ihm die Bürde ein wenig zu erleichtern, gebt uns euer Geld und eure Waare und wir lassen Euch ziehen im Frieden.«

»Hofft Ihr,« fragte die Gräfin, »daß wir uns freiwillig unseres Eigenthums entäußern werden?«

»Thut Ihr's nicht in Güte, so werdet Ihr's gezwungen hergeben.«

»Ihr wollt uns demnach berauben?«

»Keine Gegenrede, verfluchte Judenseele!«

»Haut sie nieder!«

»Stecht sie todt!«

Die Bewaffneten machten Miene auf sie einzudringen, die Gräfin aber, alle Verstellung bei Seite setzend, erhob jetzt ihre volle Stimme und begann rein und natürlich zu sprechen:

»Seh ich wirklich Krieger der Barer Conföderation vor mir oder gemeine Räuber, eben darangehend, ein paar Menschen auszuplündern, die sie für Juden halten? Unwürdige Söhne Polens, die, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen, ihr Werk damit beginnen, daß sie einen Raub begehen wollen! Und welch einen feigen Raub! Sieben gegen

Zwei, Zwei, worunter ein Weib ist! Hätte die Entwürdigung der Conföderatka mein Herz nicht mit namenlosem Schmerz erfüllt, ich würde Euch niedergeschossen haben, wie gewöhnliches Räubervolk, das nichts Anderes verdient; so aber zittert mein Arm, ich kann keinen Polen tödten, dessen Hand für das Vaterland bewehrt ist, wenn auch sein Herz über Gewalt und Verbrechen brütet. Zieht fort, schändet fürder das Abzeichen nicht, so Ihr tragt, und sühnt eure böse Absicht durch wackere Thaten!«

Die plötzlich veränderte Sprache machte die Bewaffneten wohl stutzen, auch blieb die Rede nicht ohne Eindruck, doch widerstrebte es ihnen, sich vor einer Unbekannten, die in den verächtlichen Gewändern einer Jüdin steckte, besiegt zu erklären.

Der Vorderste der Conföderirten wurde daher wieder zum Wortführer der Anderen und sagte:

»Eure jetzige Sprache läßt uns wohl erkennen, daß Ihr keine Jüdin seyd, damit ist aber noch nicht dargethan, daß Ihr ein Recht habt, uns zu meistern und zurecht zu weisen. Euer Kleid ist Maske, wer kann es nun wissen, ob nicht auch euer Wort es ist? Wer kann wissen, ob das Dach dieser Hütte statt einer Patriotin nicht eine Russin deckt —«

Die Gräfin ließ den Sprecher nicht enden. Das Verbrechen, welches die Maske des Mißtrauens vornahm, versetzte ihr Blut in noch größere Wallung, sie rief daher:

»Kein Wort weiter, Elender! Ich trage das Gewand der Jüdin zum Nutzen, Du aber trägst das Kleid der Conföderirten zur Schande des Vaterlandes. Du willst wissen wer ich bin? Unwürdiger, verstumme vor mir, ich bin die Gräfin Sophia Kassakowska!«

Der Eindruck, den dieser im ganzen Lande hochverehrte

Name hervorbrachte, war ein so mächtiger, daß die Conföderirten ihre Mützen herabrissen und zerknirscht die Häupter beugten; der Bauer sank auf die Knie.

Die Stimme der Gräfin war eine so überzeugende, so bewältigende, daß bei keinem der bisherigen Gegner ein Zweifel aufzuleben wagte.

Die Dame winkte den Reuigen sich zu erheben und sprach mild und verzeihend:

»Richtet Euch auf und bewahret das Geheimniß meiner Maske gegen Jedermann.«

Die Männer aber erhoben sich nicht, sondern baten einstimmig:

»Gnädige Frau — wir haben gefehlt — vergib uns — und gestatte — daß wir Dir dienen.«

Die Gräfin erwiederte: »Ich vergebe Euch; eurer Dienste bedarf ich nicht.«

»Wir werden Dich bewachen!« riefen Einige.

»Wir wollen für dein Wohl sorgen!« die Anderen.

»Und ich,« setzte der lange, spitzbübische Podolier hinzu, »will ein Lager bereiten, so weich wie frischer Rasen. Oh, ich besitze Stroh in Ueberfluß!«

Die Gräfin ließ sie gewähren.

Gideon, der Dame hart zur Seite, jeden Augenblick bereit, sie mit seinem Arm zu unterstützen, blieb ein stummer Zeuge der Vorgänge. Jetzt, da die günstige Wendung in ihrer beiderseitigen Lage eintrat, zeigte auch er sich erfreut über die beseitigte Gefahr.

»Freue Dich immerhin,« sprach die Herrin freundlich, »doch vergiß dabei nicht, daß — was wir soeben erlebt — vielleicht nur das zahme Vorspiel eines wilden Dramas war. Wäre meine Liebe für die Selbstständigkeit Polens nicht so

groß, als sie wirklich ist, die eben überstandene Scene könnte mich entmuthigen; ich kann mir gemeinen Eigennutz und wahren Heldenmuth nie beisammen denken. Es wäre trostlos, wenn Viele so wären wie diese!«

»Man darf die Gesammtheit nie nach Einzelnen beurtheilen und richten,« nahm Gideon das Wort; »wer es thut, setzt sich der Gefahr aus, große Ungerechtigkeit zu begehen. Es gibt kein herberes Gefühl als das des Unschuldigen, der mit dem Schuldigen leiden muß, davon weiß der Jude am besten zu erzählen. Die Polen sind tapfer und edel — wenn auch Einzelne unter ihnen wild, eigennützig und käuflich sind.«

Die Gräfin, ohne erst ein Abendmahl zu nehmen, warf sich aufs sorgenschwere Lager. Gideon in einem anderen Winkel der Hütte that dasselbe.

Die Conföderirten hielten getreulich Wache, um den Schlummer der Patriotin zu hüten.

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen treffen wir unsere Reisenden, nachdem der Podolier sie auf die am vorhergehenden Abende verlorne Straße zurückgeleitet hatte, auf dem Wege nach Sabadinzni.

Die Straße war lebhafter bewegt, der Wochenmarkt zog ländliche Bevölkerung und zahlreiche Wagen nach dem Städtchen.

Die Gräfin, an Gideons Seite daherschreitend, mußte als vermeintliche Jüdin von den vorüberziehenden Bauern manchen rohen Spott erdulden und ekle Witze hinnehmen.

»Ach, gnädige Frau,« flüsterte der junge Mann ihr zu, »welchen Unannehmlichkeiten haben Sie sich durch die Wahl

dieſer Maske ausgeſetzt? Unſereins iſt an dergleichen Mißhandlungen von Jugend an gewöhnt, allein Sie —«

»Ich ertrage ſie, ſo wie Alles, um des Vaterlandes willen,« antwortete die Dame; »übrigens fange ich jetzt an die Gefühle eines Juden zu begreifen, die ihn bei ähnlichen Vorgängen erfüllen müſſen.«

In Sabadinzni machten die Reiſenden vor einer Schenke Halt, um das Frühmahl einzunehmen.

Die Stube war voll von Bauern, Juden und Weißmützen oder Conföderirten.

Die Gräfin und ihr Gefährte machten ſich in eine beſcheidene Ecke; der Tiſch, den ſie gewählt hatten, war mit Kriegern beſetzt.

Auf einmal fühlte Gideon ſeinen Fuß unter dem Tiſche berührt; dies Zeichen konnte offenbar nur von der neben ihm ſitzenden Dame herrühren. Er näherte ſeinen Oberleib, ohne ihn zu neigen, dem ihrigen und hörte, wie ſie ihm zuflüſterte:

»Sieh unbemerkt gerade vor Dich auf das andere Tiſchende.«

An der Stelle, welche die Gräfin bezeichnete, ſaß ein Bettler.

Einige Augenblicke ſpäter flüſterte die Dame wieder:

»Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht — jener Mann iſt kein Bettler — bleib' ruhig, ſprich nicht und beweg' Dich nicht.«

Die letzte Weiſung war überflüſſig.

Gideons Aufmerkſamkeit hing, wir möchten ſagen, mit der ganzen Lebenskraft derart an dem bezeichneten Gegenſtand, daß ihm für den eigenen Körper kein bewegendes Element übrig blieb.

Einige Minuten verfloſſen.

Dieſe mochten von der Patriotin benützt worden ſeyn, einen, der außergewöhnlichen Situation, in der ſie ſich befand, angemeſſenen Plan zu faſſen; dann flüſterte ſie wieder:

»Ich werde mich in den Hof begeben — Du beobachteſt indeſſen den Bettler genau, ob er mir nachſieht. — Thut er's, ſo ſtudiere ſeine Miene. — Nach fünf Minuten folgſt Du mir.«

Eine abermalige Pauſe.

Darauf erhob ſich die vermeintliche Jüdin mit einigem Geräuſch und ging, ſo daß ſie von dem Bettler bemerkt werden mußte, aus der Stube.

Dieſer richtete wohl ſeine Augen auf ſie, allein kein äußeres Anzeichen ließ eine höhere Aufmerkſamkeit oder gar eine Ueberraſchung erkennen; er verſank vielmehr wieder in eine ſcheinbare Erſchöpfung, wobei jedoch verſtohlene Blicke die Aufmerkſamkeit verriethen, die er der Unterhaltung der Bauern und Conföderirten heimlich widmete.

Fünf Minuten ſpäter ging auch Gideon aus der Stube.

Er fand die Gräfin in dem Schoppen, wo ſie ſich beim Packthier zu ſchaffen machte.

»Nun, was iſt's mit dem Bettler?« fragte ſie haſtig.

Der junge Mann erzählte was er bemerkt.

»Kann ich auf deine Wahrnehmung bauen?«

»Ich glaube mich nicht zu täuſchen.«

»Dann hat er mich nicht erkannt,« ſagte ſie im Tone freudiger Erregung.

Gideons Mienen verriethen das Gefühl räthſelhafter Ungewißheit, doch wagte er keine Frage, bis die Herrin von ſelbſt die Löſung übernahm.

»Ich ſagte Dir ſchon in Kaminietz,« begann ſie, »daß der Ort, wo die Frau deiner Liebe ſich befindet, auch das Ziel meiner Reiſe iſt. Ich vermied es bisher, Dir den Namen jenes

Ortes zu nennen; jetzt aber, wo wir uns ihm nähern, wo überdies die Lage auch aus andern Gründen es erheischt, sollst Du den Namen erfahren. Das Ziel unserer Reise ist Schloß Mirogrod; der Mann, in dessen Gewalt sich Thamar befindet, ist der Staroſt von Mirogrod und der Bettler in der Schenke ist jener Mann!«

Das Ende von Gideons Staunen nicht abwartend, fuhr die Patriotin fort:

»Seine Gleichgiltigkeit bei meinem Anblicke zeigt, daß er mich nicht erkannte, während ich ihn trotz der Maske sogleich herausfand. Ich war noch ein Mädchen, als er mich zum letzten Male sah, seitdem hat sich mein Aeußeres stark verändert, während er bereits damals sich in den Jahren befand, von wo das Aussehen der Menschen nur geringfügigen Aenderungen unterliegt. Seine Anwesenheit in der Schenke läßt sich leicht erklären. Er durchreist verkleidet die Gegend, um über die Stimmung, über die Menge der Conföderirten u. s. w. Nachrichten zu erhalten und sie dann den Russen mitzutheilen. Ein launiger Zufall hat mich und ihn zusammengeführt, wobei aber, abgesehen von dem Werthe der Sache, die wir vertreten, abgesehen von den Motiven, die uns beherrschen, der Vortheil auf meiner Seite ist; ich kenne ihn, während er durch meine Maske getäuscht wird. Diesen günstigen Umstand bin ich zu benützen entschlossen.«

»Der Zufall,« erwiederte Gideon, »ist nicht nur launig, sondern für uns höchst günstig. Der Staroſt gehört zu Ihren erbittertsten Gegnern, der Ihnen nachstellen ließ und nun befindet er sich in Ihrer Gewalt. Es bedarf nur Eines Wortes von Ihnen, die Conföderirten bemächtigen sich seiner und er ist Ihr Gefangener.«

»Ich dachte mir's gleich,« antwortete die Gräfin lä-

cheind, »daß deine Ideen dieſe Richtung nehmen würden. Ich aber ſage Dir, der Himmel möge uns bewahren, zu thun, was Du geſprochen; es wäre das Thörichtſte, was wir beginnen könnten. Was nützt uns die Perſon des Staroſten? Er iſt ein Werkzeug der Ruſſen, berauben wir Sie deſſen, ſo werden ſie im Nu ein anderes zu finden wiſſen, woraus uns höchſtens der Nachtheil erwüchſe, daß wir das frühere Subject kannten, während wir den Erſatzmann erſt herausfinden müßten. Was anderſeits deine Angelegenheit betrifft, ſo würde die Gefangennahme des Staroſten die Lage Thamars nur verſchlimmern, und an ein Freigeben von ſeiner Seite wäre in dieſem Falle noch weniger zu denken. Uebrigens vergiß meine Zwecke nicht. Mein Augenmerk muß darauf gerichtet ſeyn, die Geheimniſſe des Staroſten zu erfahren und dazu iſt offene Gewalt das ungeeigneteſte Mittel. Ich verſprach Dir bei der Befreiung der Geliebten behülflich zu ſeyn, doch haſt auch Du mir zugeſagt, meine Zwecke zu fördern; daß dieſe als eine Sache des Vaterlandes den Vorzug verdienen, wirſt Du gern zugeben; indeſſen ſey es zu deiner Beruhigung geſagt, daß der Entſchluß, den ich gefaßt habe, uns Beiden gleich nützlich ſeyn wird, Dir wie mir.«

»Was werden Sie beginnen?«

»Begleite mich zurück in die Schenkſtube,« lautete die Antwort, »und laß mich ſchalten. Du haſt nichts zu thun, als den Bettler gar nicht, dagegen die Conföderirten zeitweilig mit zornigen Blicken anzuſehen, ferner mußt Du mir öfter einige Worte zuliſpeln, doch ſo, daß es von den Andern, folglich auch vom Bettler bemerkt wird.

Mit dieſer Inſtruction verſehen, folgte der junge Mann der Herrin.

Ohne ihre Abſicht zu wiſſen, vollzog er pünktlich die er-

haltene Weiſung; die vermeintliche Jüdin ſchüttelte, ſo oft der Begleiter ihr was zuliſpelte, den Kopf, ſah verſtohlen mit finſteren Scheelblicken nach den Conföderirten und ſchien von Minute zu Minute unruhiger zu werden.

Der Bettler wurde jetzt auf das Judenpaar aufmerkſam.

Da die Weißmützen ebenfalls leiſe mit einander verkehrten, ſo gewann die gut geſpielte Scene das Anſehen, als ob der junge Jude jedesmal, ſo oft er von den Reden der Soldaten etwas erlauſchte, es ſeiner Nachbarin mittheilte, und als ob dieſe darob böſe und unruhig würde.

Nach ungefähr zehn Minuten erhob ſich die Jüdin entrüſtet, machte eine Pantomime, als wolle ſie ſagen: »Jetzt vermag ich's nicht mehr anzuhören!« und verließ in einiger Aufregung die Stube.

Daß dieſer Vorgang des Bettlers Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregte, entging Gideon nicht, doch währte die Pauſe nur kurze Zeit; der Schankherr trat ein, ging zu dem Bettler und winkte ihn verſtohlen hinaus.

Draußen trat die vermeintliche Jüdin ihm ängſtlich entgegen und flüſterte ihm im Jargon ihrer Maske zu:

»Um Gotteswillen folgt mir hinter das Haus, ich habe Euch was Wichtiges mitzutheilen!«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Bettler die Einladung nicht zurückwies.

Die ſchlaue Patriotin warf ängſtlich ſcheue Blicke umher, als fürchte ſie verrätheriſche Zeugen, dann raunte ſie dem Manne zu:

»Um Gott, beſter Herr, ich kenn' Euch nicht und weiß nicht wer Ihr ſeyd, aber ich und mein Bruder drinnen ſind mit Leib und Seele der Czarin in Moskau zugethan, und wir

möchten um Gottes willen nicht, daß einem der Ihrigen in unserem Lande von den verfluchten Edelleuten ein Leid geschehe. Darum bitte ich Euch, geht nicht wieder zurück in die Schenkstube, denn mein Bruder hat es erlauscht und mir es heimlich mitgetheilt, daß einer der Weißmützen in Euch einen russischen Spion erkannt haben will, und daß sie sich verabredeten, Euch aufzuheben.«

Der Bettler wurde betroffen und stammelte: »Ich danke Dir für die Warnung, Du bist eine brave Frau; da nimm dieses Goldstück —«

»Gott behüte,« antwortete die Jüdin, »daß ich mir sollte einen Dienst bezahlen lassen, den ich der großen Czarin geleistet. Nein, nein, werther Herr, ich bin nur eine schlichte Jüdin, die mit Waaren hausirt, aber Eigennutz liegt mir ferne, ich will von hier nichts mit mir nehmen, als das Bewußtseyn, einen Freund der Russen gerettet zu haben.«

Der Bettler von dieser edlen Anschauung und von dieser echt russischen Begeisterung sichtlich erbaut erwiederte: »Schön, sehr schön von Dir! Ich will mir's merken; wie ist dein Name?«

»Sarah Kohen.«

»Gut, Sara, vielleicht ergibt sich einst eine Gelegenheit, Dir anderwärts nützlich zu seyn. Leb' wohl!« Damit eilte er fort.

Die Gräfin begab sich nun zurück in die Schankstube und sich an Gideons Seite niederlassend, sagte sie leise zu ihm:

»Er ist fort, nach einer Weile wollen auch wir aufbrechen. Ich habe Sorge getragen, daß uns auf Mirogrod ein freundlicher Empfang zu Theil werde.«

— — — — — — — — — — —

Außer Sabadinzni bogen unſere Reiſenden von der großen Straße ab und zogen oſtwärts.

»Wenn uns kein Unfall begegnet,« eröffnete die Dame ein kurzes Geſpräch, »ſo werden wir heute vor Nachtanbruch in Mirogrod anlangen.«

»Welche lange Reiſe von Kaminietz bis hierher!« bemerkte Gideon; »ſollte man es für möglich halten, daß man von Mirogrod aus Hinterhalte bis nach Kaminietz legt?«

»Die ruſſiſchen Finger greifen tief und der ruſſiſche Arm reicht weit,« antwortete die Gräfin; »wundert Dich ſchon ein von Bug bis zur Smotrysch-Mündung gelegter Hinterhalt, wie würdeſt Du erſt ſtaunen, wenn Du das Netz gewahrteſt, das man von Petersburg aus über Polen ausgeworfen? Doch mancher gewandte Fiſcher glaubte ſchon einen ſchweren Zug zu thun und mußte leer und leicht vom Ufer ziehen; ſo es dem Himmel gefällt, ſoll das Polenfiſchen dem Moskowiter nicht beſſer bekommen. Du haſt einzelne Züge des Staroſten deinem Gedächtniſſe wohl eingeprägt, ich will Dir nun ſeine Haupteigenthümlichkeiten mittheilen, woraus dann die Verhaltungsregeln, die Du im Verkehr mit ihm zu beobachten haſt, von ſelbſt fließen. Er ſtammt aus einer vor mehren hundert Jahren in Polen eingewanderten ruſſiſchen Familie, und die Grundzüge ſeines Charakters verläugnen den Urſtamm nicht. Man findet bei ihm despotiſchen Willen und Grauſamkeit gegen Niedere, ſclaviſche Kriecherei und Selbſtverläugnung gegen Höhere, Eigennutz, Ehrſucht und Beſtechlichkeit. Herr Alexei von Brazlaw iſt ein Hageſtolz, dabei aber ein Lebemann, ein munterer Geſellſchafter, dem Weine und den Frauen mit Leidenſchaft zugethan, letzteres in ſolchem Maße, daß die Liebe oft bei heftigen Anfällen ihn vollends

beſiegt und ihn zu Handlungen hinreißt, die, weil mit ſeinem Charakter im ſchreiendſten Widerſpruch, faſt räthſelhaft erſcheinen. Wie wir verabredet, nannte ich mich, von ihm befragt, Sara Kohen und gab uns für Geſchwiſter aus. Es wird nothwendig ſeyn, daß Du dies Alles Dir wohl einprägſt, damit unſere Angaben ſich nicht widerſprechen und das Mißtrauen des Staroſten nicht geweckt werde. Während unſeres Aufenthaltes auf Mirogrod, ſelbſt wenn wir ohne Zeugen ſind, bleiben wir unſeren Rollen getreu, Schweſter und Bruder, Du und Du. Es iſt dies der ſicherſte Weg uns vor Selbſtverrath zu bewahren.«

»Der vertrauliche Ton Ihnen gegenüber —« wendete Gideon ein.

Die Dame fiel ihm ins Wort: »Das Du wird doch Dir als einem Orientalen nicht unbequem ſeyn? Gewöhne Dich in mir deine Schweſter, deine Freundin zu ſehen und das vertrauliche Wörtchen wird Dir leicht von den Lippen fließen.«

Unter ähnlichen Verabredungen verfloß die Zeit, Mittag war bereits vorüber und die Reiſenden hatten nicht darauf geachtet, daß, je weiter ſie ſich von der großen Straße entfernten, die Gegend immer unwirthlicher und einſamer ſich geſtaltete.

Sie zogen durch Wälder, ſchritten über Schluchten, überbrückt von wackeligen Trümmern, manchmal führte der Weg über gefrorne Sümpfe hinweg und nur leichte Schlittenſpuren verriethen die Richtung, der ſie, um ſich nicht zu verirren, folgen mußten.

Die ringsum herrſchende Stille wurde manchmal durch den Flügelſchlag oder durch das Aufkreiſchen eines Vogels geſtört, manchmal drang das Geheul des Wolfes aus dem

Walde, manchmal auch hörte man das Brummen des zottigen Bären, der noch in wilder Freiheit lebte, und keine Ahnung hatte von dem künſtlich geheizten Ziegelpflaſter, auf dem ſeine eingefangenen Brüder beim Schnarren des Dudelſackes vom pfiffigen Polen zum Tanze genöthigt und abgerichtet wurden.

Die nur zeitweiſe unterbrochene Stille wurde auf einmal geſtört durch ein anhaltendes Pferdegetrab, welches immer mehr herankam.

Unſere Bekannten horchten.

»Wenn ich mich nicht täuſche, ſo iſt es eine größere Anzahl von Reitern, die uns entgegenkommt.«

»Es iſt ein ganzer Trupp,« ergänzte die Dame ſeine Bemerkung, »und ich entnehme der langſamen, regelmäßigen Bewegung, daß es berittenes Militär iſt.«

»Sollten königliche Soldaten —?«

Die Dame horchte, verneinte durch ein Kopfſchütteln die geſchehene Frage und ſagte:

»Fürſt Repnin duldet gegenüber von Conföderirten keine königlichen Truppen, weil er die Verbrüderung zwiſchen Polen und Polen fürchtet, das Nationalmilitär wurde daher gegen die Hauptſtadt zurückgezogen. Die uns entgegenkommende Truppe ſcheinen ſomit Ruſſen zu ſeyn.«

»Ruſſen?« rief Gideon erſchreckt.

»Macht der Name Dich ſchon erzittern? Du mußt Dich daran gewöhnen, mein Lieber, wir werden von nun gar oft ihre Geſellſchaft ertragen müſſen. Uebrigens ſind die Moskowiter ſo ſchrecklich nicht, ſie ſind lange nicht ſo furchtbar, als es den Anſchein hat; ihre Prahlſucht iſt größer als ihr Geiſt, ihre Anmaßung reicht weiter als ihre Kraft.«

*

»Siehst Du,« unterbrach die Patriotin ihre eigene Rede, »ich habe mich nicht geirrt, es sind Russen. Vermuthlich eine Streifpatrouille der Avantgarde, die sich verirrt hat, vierundzwanzig Dragoner und ein Offizier.«

Und leiser setzte sie hinzu:

»Oh, daß der Boden unter ihnen sich spaltete und sie verschlänge!«

Aber der obwohl polnische Boden öffnete sich nicht und verschlang die Russen nicht, sie kamen vielmehr immer näher und als kaum hundert Schritte sie von unseren Reisenden trennten, versetzte der Offizier sein Pferd in Trab und ritt auf unsere Bekannten zu.

»Heh, Ihr Juden,« rief er ihnen polnisch zu, »woher des Weges?«

»Von Sabadinzni, gnädiger Herr Leben!« antwortete einschmeichelnd die verkappte Polin.

»Wie sieht's am Dniester hinunter aus?«

»Allmächtiger, wie soll es da aussehen! Die Edelleute rufen die Bauern auf und die Bauern rücken leider Gottes in den Krieg, um sich für die Edelleute todtschießen zu lassen. Ach Gott, wann wird die fromme, heilige Czarin in Petersburg uns endlich einmal Ruhe im Land verschaffen? Sie hat doch unseren guten König, wie er noch rüstig und an ihrem Hof war, so gerne gehabt, warum befreit sie ihn jetzt nicht von dem hoffärtigen Adel?«

»Sind Euch viele Weißmützen begegnet?«

»Weiße Mützen genug! Aber was wird das dumme Bauernvolk mit den Piken und Sensen ausrichten gegen das schöne russische Militär? Nichts, gar nichts!«

»Wer ist der junge Mensch da?«

»Mein Bruderleben, gnädiger Herr.«

»Woher seyd Ihr?« wendete sich der Offizier an Gideon.

»Wir sind von Kaminietz,« lautete die Antwort.

»Von Kaminietz?« rief der Offizier eifrigst, »Ihr kommt somit von Bar herauf; Ihr müßt mir folgen!«

»Was Sie da sagen, gnädiger Herr!« rief die Gräfin, welcher der Befehl höchst unerwünscht kam, »wir kommen nicht von Bar herauf, wir sind schon wenigstens neunundbreißig Wochen nicht in Bar gewesen. Wir sind gekommen über Jarmolince und Proskurow, was hätten wir denn in Bar machen sollen? Wir sind einfache Handelsleute und in Bar gibt's nichts zu gewinnen, da wird jetzt nichts Gutes gehandelt.«

Der Russe fand Wohlgefallen an dem Scherze der Jüdin, und da sie überdies eine so tadellose Gesinnung zur Schau trug, so verzichtete er auf die Ausführung seiner Androhung und ritt, ohne sich erst zu einem Abschiede oder Dank herabzulassen, seinen Soldaten nach, die mittlerweile einen hübschen Vorsprung gewonnen hatten.

Zwei Stunden später fragte die Gräfin ihren Gefährten:

»Wie gefällt Dir diese hügelige Gegend?«

Gideons Blick umkreiste das Bild, dann entgegnete er: »Sie ist unstreitig freundlicher als jene, die hinter uns liegt. Dort am Fuße der Anhöhe gewahre ich eine Hüttengruppe.«

»Es ist ein namenloser Weiler —«

»Und das lange Gebäude weiter oben?«

»Das, mein Lieber,« lautete die Antwort, »ist Schloß Mirogrod.«

Gideons Herz pochte hoch auf.
Er war am Ziele.
»Dort,« dachte er, »weilt meine arme Thamar.«
Die Bruſt der Gräfin wogte höher.
Sie dachte an ihr armes Polenland.

XVIII.

Begebenheiten und Abenteuer der Gräfin Kaſſakowska und ihres Begleiters im Schloſſe Mirogrod.

Schloß Mirogrod!

Mancher unſerer geneigten Leſer dürfte bei der hochtrabenden Bezeichnung »Schloß« verleitet werden, von dem in Rede ſtehenden Gebäude ſich eine falſche Vorſtellung zu bilden und »Schloß« Mirogrod für eine jener ſtarken, weitläufigen Bauten zu halten, wie die feudale Zeit in allen Theilen Europas ſie ſo zahlreich entſtehen ließ, als das chriſtliche Ritterthum es noch liebte, ſich in Eiſen zu kleiden und hinter Steinwällen zu wohnen.

Jene Burgen und Schlöſſer wurden, wie nicht ſelten ihre Inſchriften und Wahrzeichen bekundeten, für die »Ewigkeit« gebaut, doch Ein Jahrtauſend reichte ſchon hin, ſie zu Ruinen zuſammen zu bröckeln, und die Vereine zur Erhaltung mittelalterlicher Baudenkmale werden kaum im Stande ſeyn, für die Dauer den Kampf mit der Zerſtörungswuth und Zerſtörungsmacht der Zeit aufzunehmen.

Die alten Egypter nannten die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil man nur kurze Zeit darin wohnt, die Gräber der Verſtorbenen dagegen hießen ſie ewige Häuſer, weil

die Todten in ihnen eine grenzenlose Zeit zubringen; die Egypter verwendeten daher auf die Erbauung der Häuser weniger Mühe, während sie ihre Gräber auf außerordentliche Weise ausstatteten. Das Ritterthum dachte schier entgegengesetzt; ihm waren die Wohnungen Alles, das Grab nichts, daher die übermächtigen Burgen und die sehr kleinen Capellen mit ihren engen düsteren Grüften; daher die Sorgfalt bei der Ausschmückung der Tanz- und Bankettsäle und die zierlosen Wände in den Behausungen der Todten.

Doch der über alle Zeiten und Geschlechter waltende ewige Wille ist gerecht; die »Herbergen« des Mittelalters sind verschwunden wie ihre stahlbewehrten Gäste, die viermal so alten »ewigen Häuser« der Egypter hingegen bestehen noch und die Wissenschaft der ganzen Welt pilgert zu ihnen, um die mächtigen Pyramiden anzustaunen und auszuforschen; ja sogar die Todten dieser ewigen Häuser sind noch nicht verwest, sie haben sich erhalten bis zum heutigen Tage, wenn auch nur als Mumien.

Von Mirogrod bis nach Gizeh oder Theben, von Polen bis nach Egypten, welch eine Abirrung! Grade so weit wie von dem Staroſten Alexei von Brazlaw bis hinauf zum König Ramses I.

Kehren wir daher nach Mirogrod zurück und betrachten wir es ein wenig genauer.

Aus der Ferne bot das polnische Schloß das Aussehen einer heutigen Meierei; man sah eine lange Reihe vergitterter Fenster, ein Ziegeldach und darüber hinaus ein weißes Thürmchen mit einem Glöcklein und einer Uhr; letztere zeigte die Stunden, wenn es ihr beliebte, ersteres ließ sein ehernes Stimmchen ertönen, wenn es gerade dem Schloßvogt — man

erlaube uns die deutſche Bezeichnung — einfiel, daß es Mittags- oder Veſperzeit ſeyn dürfte.

Um von der Straße zu dem Schloſſe zu gelangen, mußte man den armſeligen Weiler paſſiren, auf den man in Wahrheit den Spruch anwenden durfte: »Wie der Herr, ſo der Diener, wie das Schloß ſo das Dorf!«

Man konnte die Anhöhe, wo Mirogrod ſtand, nicht eigentlich einen Hügel nennen, denn ſie wurde blos von einem aufſteigenden Terrain gebildet, welches ſich hinter dem Schloß eben verlief, ohne daß dabei irgend ein Rücken zum Vorſchein kam.

Wenn man ſich dem Schloſſe vollends näherte, gewahrte man einen tiefen trockenen Graben, der das länglich viereckige Gebäude und den rückwärts gelegenen Schloßgarten von allen Seiten umzog.

Eine Brücke über den Graben geworfen, führte zu einer gewölbten Thorhalle, der Einfahrt des Schloſſes. Dieſe Wölbung war nieder und ſchmal; darunter ging es rechts und links in das Innere des Gebäudes und geradeaus in den Hof.

In dieſer Einfahrt befand ſich jahraus jahrein eine Wache, die für gewöhnlich einen mehr polizeilichen, in Zeiten der Unruhen aber einen mehr kriegeriſchen Zweck hatte, in allen Fällen aber galt ihre Aufſtellung, leichte Ueberfälle für kurze Zeit zu verhindern, denn einem wirklichen Angriffe zu widerſtehen, war Mirogrod keineswegs geeignet.

Als die Gräfin Kaſſakowska und Gideon Kohen vor dem Schloßthore anlangten, wurden ſie von dem Manne, der, im eigenſten Sinne des Wortes, von der Pike auf diente, mit barſchem Ruf angehalten.

Die Dame bat demüthigſt um Einlaß und wurde mit

dem Bescheide: »Juden hätten in dem Schlosse nichts verloren, folglich auch darin nichts zu suchen« abgewiesen.

»Woher weißt Du,« antwortete die Gräfin zweideutig, »daß wir im Schlosse nichts verloren haben?«

Die Wache nahm sich nicht die Mühe diese Frage zu beantworten, sondern sagte kurz und entschieden: »Der Eingang ist Euch nicht erlaubt.«

Gideon lispelte seiner Gefährtin zu, sich auf die Bekanntschaft des Starosten zu berufen, die Gräfin aber verwarf den Vorschlag.

»Ich muß,« entgegnete sie eben so leise, »den Schein, als sey er mir unbekannt, bewahren, Alles muß wie zufällig sich ereignen, damit ja kein Verdacht in seinem Herzen aufkeime.«

»Nun, warum trollt Ihr Euch nicht des Weges?« rief der Bewaffnete, »was steht Ihr da und raunt Euch falsche, heimtückische Worte zu?«

»Falschheit,« erwiederte die vermeintliche Jüdin, »ist uns eben so fremd wie Heimtücke; wir sind einfache Handelsleute, die sehr gute Waare führen und zu billigen Preisen veräußern. Wir sind noch an keinem Schlosse vorübergezogen, wo wir nicht freundliche Abnahme gefunden hätten, warum sollte man uns also gerade vor Mirogrod die Thüre weisen?«

»Unser gnädiger Herr,« lautete die Antwort, »ist vor kaum einer Stunde von einer Reise heimgekehrt und wird sicher nicht in der Laune seyn, sich mit euersgleichen abzumühen.«

»Der Edelherr ist also schon zurück,« dachte die Gräfin, »um so besser!« Und laut sagte sie:

»Muß es denn gerade Seine Gnaden der Starost seyn, der uns was abkauft? Es wohnen ja noch andere sehr ehren-

werthe Herren im Schlosse, zum Beispiel der Schloßvogt. Da nehmt dies schmucke blaue Tuch zum Geschenk, euer Schatz wird Euch Dank dafür wissen.«

»Das Tuch ist beim Kuckuck nicht übel,« schmunzelte der Bewaffnete zutraulicher, »ich möchte es auch annehmen, aber ich dürfte selbst dann Euch nicht ins Schloß lassen.«

»Ihr seyd ein rechtschaffener Bursche,« erwiederte die Dame, »und wir möchten Euch um keinen Preis eine Unannehmlichkeit bereiten, darum versteht uns wohl. Wir wollen nicht um den Preis des Tuches den Eintritt erkaufen, sondern bitten Euch blos, den Vogt hieher zu rufen und für diese Mühe bieten wir Euch das Geschenk.«

Damit war die Wache einverstanden. Beide Zeigefinger in den Mund steckend, stieß sie einen gellenden Pfiff aus, worauf aus dem Corridor links eine kugelrunde Gestalt mit einem zinnoberrothen Gesichte herbeiwatschelte.

Das war Herr Basilius Sobotow mit einem horizontalen, weit hinwegstehenden pechschwarzen Schnauzbart, Vogt auf Mirogrod, zugleich auch Haushofmeister des Staroſten und Besorger aller seiner inneren Angelegenheiten.

Der Angekommene mußte entsetzlich böse seyn, denn er fuhr den Bewaffneten an:

»Was gibt es, Spitzbube? Warum pfeifft Du so entsetzlich, als ob die Edelleute unser Schloß schon umzingelten? Der Teufel und seine Großmutter sollen Dir in deinen Rachen hinein und in deinen Gedärmen herumfahren; Du zweibeiniges Vieh mit dem Schädel von Stroh, Du ruthenischer Wechselbalg!«

Der Bewaffnete legte auf die grausigen Schimpfworte

des Zinnoberfarbigen kein ſonderlich Gewicht, ſondern ſagte ruhig und gelaſſen:

»Dieſe Leute wollen mit Euch ſprechen.«

Jetzt erſt drehete der Vogt in den fettgeränderten Lagern die rothgeränderten, ſonſt aber grauen Pupillen und gewahrte die Reiſenden.

»Was,« ſchrie er noch mehr ereifert, »dieſe Leute, ſagſt Du, wollen mit mir ſprechen? Sind das auch Leute? Seit wann zählt denn das vermaledeite, neunundneunzigtauſendmal verfluchte Judengeſindel zu den Leuten? Du niederträchtigſter aller podoliſchen Hunde, weißt Du nicht, daß die Juden den Heiland gekreuziget haben, und Du wagſt es trotzdem ſie zu den Leuten zu rechnen? Die Peſtilenz über Euch, Ihr Höllenbraten, was ſucht Ihr hier auf Mirogrod?«

»Gnädiger Herr Vogt,« verſetzte die angebliche Jüdin, »wir wollen nichts, wir bitten nur demüthig, Sie möchten dieſe ſehr wichtigen Papiere leſen. Sie werden daraus entnehmen, daß wir brave Leute ſind und daß Sie mit uns gute Geſchäfte machen werden, trotz dem was vor ſiebzehnhundert Jahren bei Jeruſalem geſchehen iſt. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß damals in Judäa nicht Ein polniſcher Jud gewohnt hat, wir ſind alſo unſchuldig daran.«

Herr Baſilius Sobotow übernahm die Papiere, die ihm die Jüdin darreichte, es waren die Zeugniſſe, welche die ſchlaue Patriotin auf dem Wege hieher von bekannten Anhängern Rußlands ausſtellen ließ und in welchen ſie allen Freunden und Gleichgeſinnten auf's Wärmſte empfohlen wurde.

Die Documente blieben bei dem Vogt nicht ohne Wirkung, doch um ihn zu entwaffnen, reichte ihre Kraft lange nicht aus.

Er fuhr daher fort, zwar nicht so laut wie früher, aber noch immer laut genug, um fünfhundert Schritte weit gehört zu werden:

»Diese Zeugnisse lauten sehr günstig und beweisen, daß ihr weniger betrügerisch, weniger schlecht seyd, wie eure andern höllischen Brüder, in deren geschorene Schädel mit den langen Seitenlocken täglich eine Million geschwefelter Donnerwetter mit und ohne Blitz dreinschlagen soll. Schlammgezücht, Lumpenvolk, hergelaufenes Geschmeiß, was soll man mit Euch anfangen?«

»Vor allem, gnädigster Herr,« bat die Dame, »sollt Ihr uns über Nacht eine Unterkunft bieten.«

»Fehlt Dir sonst nichts, Du jüdische Hexe, Du zudringliches ungewaschenes Maul? Der Hundestall ist bereits besetzt und sonst wüßt' ich keinen schicklichen Platz für Euch, Ihr Höllenzunder und Teufelsfeuerzeug!«

So weit war diese interessante Verhandlung gediehen, als aus dem Corridor rechts in eigener Person der Starost heraustrat.

Gideon glaubte trotz dem abendlichen Zwielicht den Bettler aus der Schenke in Sabadinzni zu erkennen.

»Was gibts da für Wortwechsel und Geräusch?« fragte der Herr des Schlosses kurz und strenge wie Jemand, der gewohnt ist zu befehlen und seine Befehle befolgt zu finden.

Basilius Sobotow verneigte sich tiefergebenst und antwortete: »Gnädigster Herr, ein paar Juden sind's, die sich viele Mühe geben, im Schlosse hier Einiges an den Mann zu bringen. Sie führen gute Empfehlungen mit sich.«

Wenn der Starost seine Warnerin vom Morgen nicht sogleich wieder erkannte, so trug daran einzig die mittlerweile

überhand genommene Dunkelheit Schuld, die unter dem niederen Gewölbe entſchiedener als draußen um ſich griff.

Während jedoch der Vogt ihm die Zeugniſſe überreichte, ſchenkte er den Juden eine etwas größere Aufmerkſamkeit und rief gleich drauf ohne Zögern:

»Ah, ſieh da, Du biſt's, Sara Kohen!«

Die Gräfin gab ſich den Anſchein, als ſey ihr der Edelherr völlig unbekannt und verſetzte: »Gottes Wunder, Sie kennen mich, gnädigſter Herr Leben! Wie komm' ich zu der unbändigen Ehr?«

Der Staroſt entgegnete mit großer Selbſtbefriedigung über die Vortrefflichkeit ſeiner Maske vom Morgen:

»Ei, ei, Sara Kohen, erkennſt Du mich nicht mehr? Ich bin ja der Bettler aus der Schenke von Sabadinzin!«

»Gott in der Welt, Euer Gnaden ſind der Bettler,« rief die Gräfin wieder ihrerſeits, und zu Gideon gewendet, fuhr ſie, die Hände verwundert übereinander geſchlagen, fort:

»Bruderleben was ſagſt Du zu der Maſchkerade?«

Es war natürlich, daß ſich nun auch Gideon pflichtſchuldigſt erſtaunt gebehrdete, was der Eigenliebe des Staroſten noch mehr ſchmeichelte.

Wir erſuchen unſere Leſer, Herrn Alexei von Braslaw für keinen Einfaltspinſel zu halten, aber ein ſo vortreffliches Spiel, wie die Dame und ihr Gefährte es entfalteten, würde ſelbſt den Liſtigſten getäuſcht haben.

Das Ergebniß war für unſere Bekannten ein günſtiges.

Der Staroſt befahl dem Vogt, den Hebräern zwei Stuben und ihrem Maulthier einen Stall anzuweiſen und für deren Verpflegung zu ſorgen.

»Mir mangelt die Zeit, heute noch mit Euch zu verkeh-

ren,« so schloß er seine Anordnung, »ich will jedoch die morgige Mittagsstunde dazu verwenden; bis dahin werde ich auch die Empfehlungen gelesen haben, die Ihr mit Euch führt.«

Er entfernte sich mit einer gnädigen Handbewegung und der Vogt begann die Anordnungen des Gebieters zu vollziehen.

Der kupfrige Herr Basil war nichts weniger als ein böser Mensch, das Fluchen und Schimpfen kam bei ihm blos aus dem Munde und nicht aus dem Herzen, es war ihm angeboren, folglich ebenso ein Lebensbedürfniß wie das Athmen, oder noch besser, wie das Trinken.

»Ihr Schwerenöther,« sprach er zu seinen neuen Pflegebefohlenen, während er ihnen die Stuben im linken Schloßflügel anwies, »Ihr unangeschossenen Hasenbälge, Ihr könnt Euch rühmen, eine Nacht auf Mirogrod zugebracht zu haben, denn solche Ehre ist noch Keinem widerfahren, der kein Schweinefleisch frißt, das heißt, mit einer einzigen Ausnahme. »Tausend Schock Pharisäer, hätt' mir's Jemand vor einer Stunde prophezeit, ich werde heute Nacht einen Juden und eine Jüdin zu Nachbarsleuten bekommen, ich hätt' dem Lumpen das Genick gebrochen. So, das sind die Zimmer, zwei Betten, ein geheizter Ofen, weiße Wäsche, Alles in schönster Ordnung. Mit dem Abendmahl wird's für Euch ein wenig kümmerlich aussehen; Ihr Heidenvolk eßt ja das Beste nicht. Eier, Wasser, Brot, ich kenne schon den verfluchten Speisezettel, den eure schuftigen Rabbinen Euch vorschreiben und den Ihr gewissenhaft zu befolgen so blitzdumm seyd. Jetzt aber muß ich auch für euer verdammtes Maulthier sorgen, dem Vieh wird's hier wohler bekommen wie Euch, weil es seinen Hafer und sein Heu bei uns so gut frißt wie bei Euch, es

kennt kein Speiſegeſetz. Was doch zwiſchen Vieh und Vieh für ein mächtiger Unterſchied iſt!«

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen unſere Reiſenden beim frugalen Abendmahle.

»Ich denke,« ſagte Gideon leiſe, »wir können mit dem bisherigen Ergebniſſe unſeres Unternehmens vollkommen zufrieden ſeyn.«

»Ich bin es auch bis auf Eines!« erwiederte die Gräfin.

»Und was iſt dieſes Eine?«

Die Gräfin antwortete lächelnd: »Euer Speiſegeſetz! Mir würde Manches aus der Schloßküche gar wohl munden, ich muß aber meiner Maske wegen darauf verzichten und mich mit Eiern und Brot begnügen. Wahrlich,« ſetzte ſie ernſtkomiſch hinzu, »dieſe Obſervanz des jüdiſchen Speiſegeſetzes gehört nicht zu den kleinſten Opfern, die ich meinem Vaterlande bringe!«

Die Ermüdung unſerer Reiſenden war zu groß, als daß ſie noch lange wach bleiben ſollten, ſie gingen zur Ruhe und ſchliefen bis tief in den Morgen hinein, erſt geweckt durch das Schelten und Schreien des Schloßvogtes, der draußen irgend einen Knecht in ſeiner lärmenden Weiſe zurechtwies.

Während des Vormittags verblieben die Reiſenden in ihrer Stube, ſie wollten durch unzeitige Neugierde keinen Verdacht erregen.

»Wenn der Staroſt nach uns verlangt,« belehrte die Dame den jungen Sectirer, »ſo werde ich mich allein zu ihm begeben; während dem ſpähſt Du, unter dem Vorwande, nach unſerem Packthier zu ſehen, im Schloſſe umher, um die Gelegenheit des Ortes kennen zu lernen. Sey vorſichtig und zurückhaltend.«

Um die Mittagszeit kam der erwartete Augenblick; die Dame, einen Waarenpack unterm Arme, begab ſich zum Edelherrn durch den Corridor rechts, und Gideon trat von ſeiner Stube aus die Wanderung nach links an.

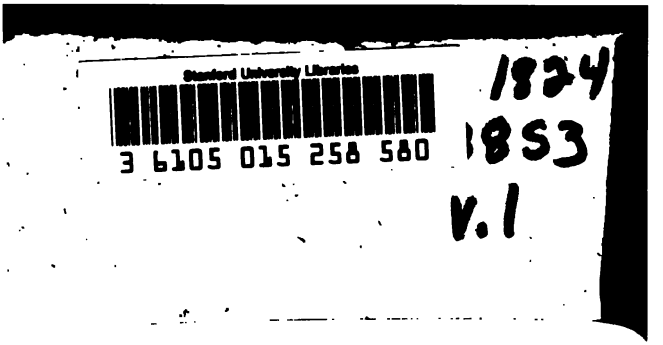
Das Ergebniß ſeiner Forſchung war folgendes:

Das ganze Gebäude bildete ein Rechteck, und war der Länge nach in zwei Hälften getheilt. Dieſe Theilung machte ſich im Hofe durch ein hohes, doppelt geflochtenes Eiſengitter und in den Corridors durch dicke, gemauerte Wände bemerkbar. Um aus der ſüdlichen Schloßhälfte in die nördliche zu gelangen, dienten äußerlich und innerlich Thüren von Eiſen, welche im Hofe in der Mitte der Gitterwand, in den Corridors in den Quermauern angebracht waren; außerdem, was Gideon freilich nicht ſehen, aber leicht ahnen konnte — waren die beiden Schloßflügel durch eine Tapetenthüre verbunden, die aus den im rechten Corridor liegenden Gemächern des Schloßherrn nach dem nördlichen Flügel führte.

Das erwähnte Eiſengitter im Hofe war ſo dicht, daß man aus einem Theile des Hofes in den andern nur dann ſehen konnte, wenn man das Auge ganz nahe an eine der unglaublich kleinen Oeffnungen brachte, was aber der junge Mann wegen der Schildwache am Thore und auch wegen des Geſindes, das hin- und herging, nicht wagte.

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.



Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.